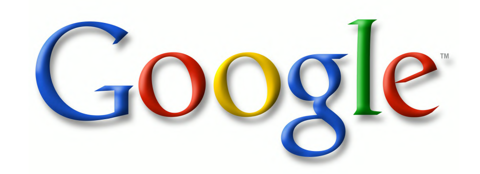





Aus Chamissos Frühzeit
von
Ludwig Geiger



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Aus Chamissos Frühzeit.

Aus Chamissos Frühzeit.

Ungedruckte Briefe nebst Studien

von

Ludwig Geiger, 1845 —



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1905.

Vorbemerkung.

Einer der umfangreichsten Abschnitte dieses Buches, der dritte, war bisher gänzlich unveröffentlicht; die vier anderen waren in Zeitungen oder Zeitschriften gedruckt und zwar der erste in der „Frankfurter Zeitung“, der zweite in der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung“, der vierte im „Universum“, der fünfte in der Wiener „Zeit“. Alle aber erscheinen hier so außerordentlich verändert und durch neue Briefe und Ausführungen vermehrt, daß das ganze Buch als ein neues bezeichnet werden kann. Die Materialien sind im wesentlichen den handschriftlichen Schätzen der Königl. Bibliothek entnommen, mit Ausnahme derer des ersten Abschnittes, die sich in Privatbesitz befinden. Ich danke den Besitzern der Handschriften für die gütige Überlassung der wichtigen Papiere. Über

die Tendenz des Buches habe ich mich im Texte mehrfach ausgesprochen; die Art der Bearbeitung, die Verbindung von Text und Darstellung ist gleichfalls mehrfach begründet. Ich hoffe durch diese Darbietung den Fachgenossen wichtiges Material zu liefern und dem großen Publikum neue Beiträge zur Erkenntnis und Würdigung eines Lieblingsdichters der deutschen Nation darzubieten.

Berlin, den 23. Juni 1905.

Ludwig Geiger.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Chamissos Selbstbiographie und biographische Notizen über seinen Bruder.

Das erste Aktenstück unsrer Sammlung stammt aus Privatbesitz. Durch eine freundliche Notiz des Herrn Dr. W. Pfeiffer in Heidelberg gefördert, wandte ich mich an Frau Geheimrat Ribbeck, die Enkelin Eduard Hitzigs, des intimen Jugendfreundes und Biographen unsres Dichters. Von ihr erhielt ich einige Poesien des Dichters und die beiden in Nachfolgendem abgedruckten Schriftstücke, beide in seiner nicht guten und durch zahllose Verbesserungen recht schwer lesbaren Handschrift. Das erste ist eine Biographie des Dichters, die so lautet:

„Ich Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt genannt Adelbert v. Chamisso

wurde auf dem Schlosse zu Boncourt in der Champagne am 27. Januar 1781 geboren. Die Emigration (1790) entführte meine Kindheit der Heimat. Meine Erinnerungen von 1792 und nächsten Jahren sind für mich mein Buch, das ich noch oft studiere, und das meinem geschärften Blick eine gute Ausbeute liefert. Nach manchen Irrsalen durch die Niederlande, Holland, Deutschland und manches erduldetes Elend ward meine Familie endlich nach Preußen verschlagen.

Ich ward Anno 1796 Leibpage der Königin Gemahlin Friedrich Wilhelm II. und trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienst bei einem der Infanterie-Regimenter der Besatzung Berlins. Die mildere Regierung des ersten Konsul gewährte meiner Familie die Rückkehr nach Frankreich. Ich aber blieb zurück. So stand ich in den Jahren, wo der Knabe zum Mann heranreift, allein, durchaus ohne Erziehung, ich hatte nie eine Schule besucht. Ich machte Verse, erst französische, später deutsche, ich schrieb Anno 1803 einen Faust. Dieses

Gedicht brachte mich zufällig einem andern Jüngling nahe, der sich gleich mir an Dichten versuchte, K. A. Varnhagen v. Ense. Wir verbrüderten uns, und so entstand unreiferweise der Musen-Almanach, der Anno 1804, da kein Buchhändler den Verlag übernehmen wollte, auf meine Kosten herauskam.

Diese Jugenderinnerung,[1]) die ich nicht bereuen kann, ward ein so segensreicher Wendepunkt meines Lebens. Obgleich ein derartiges Dichten nicht viel mehr war als dürftige Ausfüllung der damals durch die sogenannte neue Schule anempfohlenen poetischen Formen, machte doch das Büchlein einiges Aufsehen, es brachte mich einerseits in enge Verbindung mit trefflichen Jünglingen, die zu ausgezeichneten Männern heranwuchsen, andererseits zog es auf mich die wohlwollende Aufmerksamkeit von Männern, unter denen ich nur Fichte nennen will, der seiner väterlichen Freundschaft mich würdigte. Ich habe später diesen Faust wie

[1]) Übergeschrieben: Vorsätze.

schlimm das Produkt war aus einer gewissen Pietät in meine Gedichtsammlung aufgenommen. Dem ersten Mus. Anno 4, A. v. Ch. und K. A. V. folgten noch zwei Jahrgänge, zu denen sich ein Verleger gefunden hatte, und er hörte erst auf zu erscheinen, als die politischen Ereignisse Herausgeber und Mitarbeiter auseinandersprengten. Ich studierte indes angestrengt Griechisch, später erst Latein und dann auch die meisten lebenden Sprachen Europas. Der Entschluß reifte in mir, den Kriegsdienst zu verlassen und mich ganz dem ernsten Studium zu widmen. Die verhängnisvollen Ereignisse vom Jahre 6 traten hemmend und verzögernd zwischen mich und meine Zukunft[1]). Die Universität Halle, wohin ich den Freunden folgen sollte, bestand nicht mehr, sie selbst waren in die weite Welt zerstreut, der Tod hatte mir die Eltern geraubt. Irr an mir selber, ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt verbrachte ich, ein Schwankender, die düstere Zeit. Zerstörender

[1]) Übergeschrieben: zur Erholung.

wirkte auf mich ein Mann, einer der ersten Geister der Zeit, dem ich in frommer Verehrung anhing, dem mich empor zu richten nur eines Winkes bedurft hätte, und der mir noch unbegreiflicherweise sich angelegen sein ließ, mich niederzutreten.

Dieser Zerknirschung ward ich entrissen durch den Ruf, den unerwartet 1810 alte Freunde meiner Familie an mich erließen, als Professor am Liceo zu Napoleonville. Ich reiste nach Frankreich. Ich trat aber meine Professur nicht an. Der Zufall des Schicksals des Waltenden entschied abermals über mich, ich ward gezogen in den Kreis der Frau von Staël. Ich brachte nach ihrer Vertreibung aus Blois den Winter 10—11 in Napoleon in der Nähe des Unterpräfekten H. Prosper de Barante zu und folgte im Frühjahr 11 der hohen Herrin, Frau von Staël, nach Genf und Coppet. Ich habe in ihrem Hause viele der bedeutendsten Männer der Zeit gesehen, und bei ihr eins der Kapitel der Geschichte Napoleons erlebt, seine Verfolgung dieser großartig wunderbaren Frau.

Ich verließ erst nach ihrer Flucht, im Spätjahr 1812 Coppet und meinen Freund August von Staël, um mich auch auf der Universität zu Berlin dem Studium der Natur zu widmen. Jetzt trat ich handelnd und bestimmend in meine eigene Geschichte auf und zeichnete ihr die Richtung vor, die sie seitdem unverwandt verfolgt hat.

Die Ereignisse vom Jahre 13, an denen ich keinen tätigen Anteil nehmen durfte — ich hatte ja kein Vaterland mehr oder noch kein Vaterland — zerrissen mich abermals vielfach, ohne mich von meiner Bahn abzulenken. Zu dieser Zeit schrieb ich einmal, um mich zu zerstreuen [1]) und die Kinder meines Freundes zu ergötzen, das Märchen Peter Schlemihl, das in Deutschland und besonders in England so populär geworden ist. In den Jahren 1815 – 18 machte ich an B[ord] des Ruriks eine Reise um die Welt, schrieb als ich zurückgekehrt war meine Bemerkungen, wo sie als Anhang zu der Reise-

---

[1]) Darüber geschrieben: Unbesonnenheit.

beschreibung von K[otzebue] erschienen. Ich war entschlossen, entweder auf einer zweiten besonnener unternommenen Reise die Gelegenheit zu suchen, mehr für die Wissenschaften, denen ich diene, zu tun, oder wozu mich das herannahende Alter mahnte, mich anzusiedeln und eine Familie zu begründen. Das zweite verwirklichte sich. Ich habe jetzt die Inspektion des Königl. Botanischen Gartens und lege meine wissenschaftlichen Arbeiten in der Linnea von Schlechtendahl und anderen wissenschaftlichen Sammlungen nieder. Ein literarischer Verein, dem ich bei seiner Gründung mich anschloß, veranlaßte mich, Gedichte, die Früchte meiner den Musen gewidmeten Stunden, bekannt werden zu lassen, die jetzt bei mehr Gehalt sich einer Aufnahme erfreuen, die ich dankbar anerkennen muß. Eine erste Sammlung erschien in der zweiten Ausgabe des Sch(lemihl), eine vollständigere 1821. Dieser möchte vielleicht eine andere Ausgabe folgen. Ich redigiere seit 1833 gemeinsam mit G. Schwab den deutschen M.-A."

* * *

Dem großen Publikum dürfte die vorstehende Auseinandersetzung unbekannt sein. Der Kenner Chamissos dagegen wird sich wohl erinnern, das größte Stück davon schon gelesen zu haben. Wirklich stehen etwa drei Viertel des Ganzen bis zur Erwähnung des Schlemihl unter dem Titel „einleitend“ in dem Werk „Reise um die Welt. I. Teil, Tagebuch“, und zwar in der Umarbeitung, in der dies Werk zur Ostermesse 1836 erschien. Damit ist der terminus ad quem festgestellt; unsre Niederschrift kann spätestens aus dem Sommer 1835 stammen, weil bis zur Drucklegung eine Anzahl von Monaten vergehen mußte. Der terminus a quo ist aber auch 1835; denn da der Verfasser gegen Ende seiner Aufzeichnungen davon spricht, daß er den Musenalmanach seit 1833 herausgebe, so muß einige Zeit seit der Inangriffnahme dieses Werkes verflossen sein. Man dürfte also nicht fehlgehen, wenn man diesen Entwurf dem Jahre 1835 zuweist und in ihm die ursprüngliche Fassung zu der Einleitung jenes wissenschaftlichen Buches sieht, in

dem der Forscher sich seinen Kollegen vor-
stellen wollte, dadurch, daß er einen kurzen Be-
griff seines Lebens und Dichtens gab.

Daß unsre Fassung der Entwurf zu der ge-
druckten Einleitung, nicht aber die Ausführung
ist, erkennt man aus folgenden Umständen:
1. Die letztere hat eine Reihe allgemeiner Be-
merkungen, die den etwas trockenen Ton der
ursprünglichen Darlegung erhöhen sollte, haupt-
sächlich drei: die erste nach der Erwähnung der
Kindheits-Erinnerungen; die zweite nach der
Hervorhebung der zerstörenden Wirkung eines
bedeutenden Mannes; die dritte auf Napoleon
bezügliche nach der Schilderung des Zusammen-
seins mit der Frau v. Staël.

Unsre Fassung weist, wie alles, was Cha-
misso in deutscher Sprache schrieb, viele und
starke Fehler gegen deutsche Sprachregeln, zum
mindesten Seltsamkeiten auf, die er erst vor
der Drucklegung durch seine Freunde — haupt-
sächlich Hitzig — verbessern ließ; aber alle
diese Eigentümlichkeiten, die so zahlreich sind,
daß sie nicht im einzelnen aufgezählt werden

können, geben dem Ganzen einen so intimen Reiz, daß dessen Wiederveröffentlichung, wie ich hoffe, auch selbst den Lesern willkommen sein wird, die jene Fassung kennen. Diese ließ nun aber die in unsrem Druck folgende aphoristische Schilderung der Jahre 1815 bis 1835 weg, und setzte statt des Fehlenden eine ausführliche Erzählung der Umstände, unter denen der Forscher dazu kam, sich zu seiner Weltreise zu rüsten.

Die merkwürdigste Stelle der Selbstbiographie ist jedenfalls die folgende, die in dem gedruckten Text fast ebenso wie in unsrer handschriftlichen Vorlage lautet:

„Ein Mann, einer der ersten Geister der Zeit, dem ich in frommer Verehrung anhing, dem, mich emporzurichten nur eines Winkes bedurft hätte und der mich noch unbegreiflicher Weise sich angelegen sein ließ, mich niederzutreten.“

Wer ist dieser Mann? In den von Hitzig veröffentlichten Briefen findet man keine zur Erklärung ausreichende Andeutung. Die neueren

ernst zu nehmenden Biographien von Max Koch und O. F. Walzel gehen nicht darauf ein. Eigentlich können nur, mit Rücksicht darauf, daß es sich um die Jahre 1807 und 1808 und um Männer handelt, die in Berlin lebten, Fichte und Schleiermacher in Frage kommen. Doch muß der erstere wohl ausscheiden, weil er und die von ihm geübte treffliche Einwirkung fast unmittelbar vorher erwähnt wird. Auch an Schleiermacher zu denken, wird dem, der des Meisters Persönlichkeit kennt, die Gewalt, die er gerade auf Jünglinge ausübte, die Lust, mit der er Strebende aufzurichten und zu stützen suchte, nicht leicht. Doch möchte für ihn anzuführen sein, daß er vielleicht aus übertriebenem Deutschtum dem geborenen Franzosen nicht traute. Außerdem soll darauf hingewiesen werden, daß der freilich leicht empfindliche Varnhagen, der Chamisso damals sehr nahestand, in jener Zeit mit Schleiermacher in Differenzen geriet und dadurch auch für den Freund eine ungünstige Stimmung des Theologen erzeugt haben mag.

Gegenüber dieser Vermutung, die bei dem ersten Abdruck unsres Stückes (Frankf. Ztg., Feuilleton, August) mit vorstehenden Worten geäußert wurde, machte die feinsinnige Eigentümerin unsrer Handschrift Einwendungen geltend. Sie beruhten im wesentlichen darauf, daß in den Traditionen ihres Hauses, in denen sie fest wurzelt, von einer Abweisung seitens Schleiermachers und einer dadurch erzeugten feindseligen Stimmung unsres Dichters nichts bekannt war und gipfelten in der Bemerkung, daß für einen Poeten der beste Führer und Ratgeber wieder ein Poet, daß daher, unter dem Geleitsmann, der sich in seiner Stellung so schlecht bewährt habe, Goethe zu denken sei. So verführerisch nun auch der Hinweis auf den Meister ist, und so beachtenswert auch die Anschauungen einer Frau sind, die, wenn auch nicht aus eigener Kenntnis, doch aus den Überlieferungen ihrer Mutter jene literarische Glanzzeit in treuer Erinnerung hegt, so dürfen sie keine Geltung erlangen.

Ein persönliches Verhältnis zu Goethe hatte

Chamisso nicht. Es ist weder bekannt, daß er sich jemals brieflich an ihn gewandt, noch, daß er, der eifrige Wanderer, dem die Entfernung von Berlin nach Weimar keinen Schrecken einflößen konnte, einen Besuch bei ihm unternommen hätte. Das geistige Verhältnis ist das des Jüngers zu dem Meister. Des verehrungsvollen, aber nicht des unbedingt unterwürfigen. In den Briefen der verschiedenen Epochen kommen Bekenntnisse der eifrigen Lektüre, gelegentlich sehr anerkennende Äußerungen, aber nicht eigentlich enthusiastische Ausrufe über Goethe vor; erst aus der Alterszeit, nicht freiwillig, sondern durch Preisausschreiben der Mittwochsgesellschaft hervorgerufen, poetische Verherrlichungen des Altmeisters. Dazwischen einzelne abweichende Bemerkungen, z. B. „Goethe habe ich nie angebetet,“ ferner ein merkwürdiges Urteil über die „Wanderjahre“, das, wenn man es nicht gerade als Verdammung auffassen will, einer Abweisung recht ähnlich sieht.

Ist also aus den äußeren Zeugnissen keine Stütze für die Vermutung zu entnehmen, daß

Goethe der erbetene, aber versagende Helfer war, so könnte aus unsrer Stelle selbst ein Gegenbeweis gegen Goethe entnommen werden. Chamisso hat freilich seit dem Jahre 1803 deutsche Verse geschrieben, aber zu der Erkenntnis, daß er ein deutscher Dichter sei, kam er erst Jahrzehnte später. Selbst dann, zu einer Zeit, da er mit Stolz bekannte, daß er überall gesungen und gelesen würde, war er oder wollte er nur sein: Dichter im Nebenamt. Er war Naturforscher, Gelehrter und Beamter, Poet dagegen nur in seinen Mußestunden. Nicht also um die Frage, ob der junge Mann — 28 Jahre alt, denn es ist die Epoche kurz vor 1809 — sich der Poesie zuwenden sollte, handelte es sich, sondern um die, welchen Lebensweg der aus dem Offiziersstande ausgetretene, aber noch für keinen bürgerlichen Beruf Bestimmte und Vorbereitete einschlagen sollte. Jene erste, die aber gar nicht gestellt war, hätte gewiß keiner besser beantworten können, als Goethe; zur Entscheidung dieser zweiten jedoch war er der am wenigsten Ge-

eignete. Er kannte nichts von des Fragenden Fähigkeiten, Verhältnissen, Neigungen. Er hatte ihn nie gesehen und war seiner Vergangenheit ebenso unkundig wie seiner Umgebung. Nicht er also kann unter „einem der ersten Geister der Zeit“ verstanden werden, sondern ein solcher, der seit lange von Chamisso wußte, der an demselben Orte mit ihm lebte, der gerade in allgemeinen Bildungsfragen Autorität war und der, kraft seiner Stellung und seines Berufes als Pädagoge und Philosoph zum Ratgeber Hilfesuchender gleichsam prädestiniert war. Und so bleibt schließlich kein andrer als Fichte und Schleiermacher übrig und da der erstere aus den oben angegebenen Gründen auszuschließen ist, eigentlich nur der letztere.

Für ihn stimmt, so ungern man auch einen Flecken auf des herrlichen Mannes Bilde ließ, alles zusammen; daß Chamisso erst damals mit seiner Anschuldigung hervortrat, könnte man daraus erklären, ohne den Ankläger damit der Feigheit zu bezichtigen, daß durch den kürzlich erfolgten Tod des Berliner Weltweisen die Er-

innerung an ihn in gutem und schlimmem Sinne geweckt war.

Noch ein andres Moment muß hervorgehoben werden, das unsrer Selbstbiographie Bedeutung zu geben imstande ist. Chamisso gibt hier nämlich ausdrücklich den 27. Januar 1781 als seinen Geburtstag an. Dieser Tag war bisher streitig. Bei Hitzig war der 31. Januar als Tauftag angegeben, und als solcher wird dieser Tag auch einmal in der Reisebeschreibung genannt. Die meisten andren Biographen (Karl Fulda, Max Koch, O. F. Walzel) haben sich seit Hofmeisters Untersuchung auf den 30. Januar geeinigt. Die Annahme des eben genannten Datums schreibt sich daher, daß der 30. Januar auf dem Grabstein als Geburtstag angesetzt wird und wird gefolgert aus zwei am 30. Januar 1821 an De la Foye und den Bruder Hippolyte gerichteten Äußerungen des Dichters, in denen er sagt, er sei heute vierzig Jahre geworden. Aber die ältere Angabe, die auf die Konversationslexika zurückzugehen pflegt, wird gestützt durch die Notiz in Hitzigs

„Gelehrtem Berlin" auf das Jahr 1825 (Berlin 1826) Seite 45. Diese Angabe rührt sicher von dem Dichter selbst her, was man schon daraus folgern könnte, daß Chamisso mit Hitzig intim befreundet war, außerdem durch die Angabe der Einleitung zu jenem Verzeichnis bestätigt findet, in der es heißt, daß die Autoren selbst Mitteilungen über ihr Leben gemacht hätten. Dem doppelten Zeugnis des Jahres 1821 stehen also ausdrückliche Zeugnisse des Dichters, die für die Öffentlichkeit bestimmt waren, aus den Jahren 1825 und 35 entgegen. Zur Entkräftung dieser Zeugnisse darf man nicht den Unterschied einiger Jahre anführen, denn den für das Publikum bestimmten Angaben ist größere Beweiskraft zuzuschreiben, als denen, die nur in Privatbriefen enthalten sind. Aus diesem Grunde wird man in der Tat den 27. Januar als den Geburtstag des Dichters annehmen müssen.

An diese Biographie sei ein andres, vermutlich für eine deutsche Zeitung bestimmtes, möglicherweise auch in einem verschollenen

Blatt gedrucktes Schriftstück angeschlossen. Es enthält einzelne Mitteilungen des Dichters über seinen zweiten Bruder Karl (der genannte Hippolyte war der Ältere), von dem man bisher wenig wußte; die Schlichtheit des Ausdruckes, aus der doch eine große Wärme des Gefühls hervorstrahlt, wirkt ungemein wohltuend. Diese Biographie lautet:

„Aus einem altadeligen Hause entsprossen, war Charles v. Chamisso (ein älterer Bruder des deutschen Schriftstellers und Reisenden Adelbert v. Chamisso) in den ersten Zeiten der Revolution Page von Ludwig dem XVI., den er bis zum 10. August 92 nicht verließ. Er wanderte dann aus und litt und kämpfte unter den französischen Prinzen für die Sache der Emigration. Er widmete sich später der Malerei, ward Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin und lebte in Deutschland und in Rußland seiner Kunst. Er kehrte unter der konsularischen Regierung in sein Vaterland zurück und lebte friedlich im Schoße seiner Familie zu Vertus in Champagne, in welchem Städtlein

er Maire war zur Zeit des Feldzugs 1813. Erst nach der Restauration der Bourbons von Ludwig XVIII. persönlich gekannt und ausgezeichnet, trat er in die administrative Laufbahn und ward zu Anfang des Jahres 1817 zum Präfekten des Lot Dept. ernannt. Er war ein aufrichtiger Anhänger der Charte, weil er erkannt hatte, daß die der Nation verheißenen Freiheiten zugleich die Grundstützen des Thrones seien. Er hatte das Bedrohliche des unsicheren Ganges der Regierung, unter den so vielen Ministerialveränderungen erkennend, stets jede Beförderung abgelehnt, um nur dem Wirkungskreis nicht entzogen zu werden, worin er sich bewußt war des Guten, das er förderte, und der Liebe, die ihm zuteil geworden war.“

II.

Aus Adelbert von Chamissos Berliner Jugendzeit.

Kaum ein Jahr nach Chamissos Tode wurde von seinem Lebensfreunde J. E. Hitzig seine Biographie herausgegeben. Sie bestand aus einer kurzen Darstellung der wichtigeren Tatsachen und etwa 200 Briefen des Dichters. Diese machen so sehr die Hauptsache des Werkes aus, daß die Biographie wesentlich als verbindender Text erscheint. Dieses Buch bildete den 5. und 6. Band von Chamissos Werken.

Bei der großen Beliebtheit, deren sich unser Dichter erfreute, konnte es geschehen — einer der wenigen Fälle von Biographien und Brief-

sammlungen von Dichtern —, daß innerhalb eines Vierteljahrhunderts 1839—64 fünf Auflagen dieser großen Sammlung erschienen. Seither, seit bald 40 Jahren, ist keine neue Auflage davon veröffentlicht worden. Die innerhalb dieses Zeitraums vielfach unternommenen Biographien des Dichters schöpften ausgiebig aus dem dort vereinigten Material, ohne es wesentlich zu vermehren.

Und doch ist eine solche Vermehrung möglich und nötig. Möglich aus den reichen Beständen der Varnhagenschen Sammlung in Berlin, die außer den Urschriften vieler von Hitzig abgedruckter Briefe zahlreiche unveröffentlichte verwahrt. Nötig, weil sie manches psychologisch Interessante zur Erkenntnis des Wesens des Dichters enthalten und gar manche bisher unbekannte und doch recht wissenswerte Tatsachen offenbaren.

Unter diesen Materialien an Umfang und Bedeutung gleich hervorragend sind die Briefe aus des Dichters Berliner „Frühzeit"; ich brauche dieses Wort gern in Erinnerung an

W. Scherer, der es auf Goethes jugendliche Entwicklung anwandte.

Zwei Gruppen dieser Materialien treten besonders hervor: die erste besteht in den Briefen Chamissos selbst. Die an Varnhagen gerichteten wurden von dem Adressaten unmittelbar nach des Briefschreibers Tode in einer selbständigen, übrigens wenig beachteten Publikation mitgeteilt — in Mundts „Freihafen 1838 Heft 4 gedruckt — und von Hitzig in der schon erwähnten Biographie teilweise verwertet; das Gleiche geschah mit den Briefen an Rosa Maria Assing geb. Varnhagen, die indessen noch nicht genügend ausgebeutet sind. Daß diese beiden Briefabteilungen — die an ihn selbst und an seine Schwester gerichteten, — in Varnhagens Sammlung sich befinden, ist natürlich genug — der gesamte Assingsche Nachlaß ist mit dem Varnhagenschen vereint — weniger klar ist die Provenienz der Briefe an den gleich zu behandelnden de la Foye, aus den Jahren 1804—06, die zunächst hier folgen sollen. Einzelne Briefe an den

Genannten aus derselben Zeit, überaus zahlreiche aus den folgenden Perioden sind bei Hitzig gedruckt. Daß Hitzig die unsrigen gekannt und nicht gedruckt habe, ist absolut ausgeschlossen; man muß daher annehmen, daß der Adressat unsre Briefe bei Übersendung der hauptsächlichen Korrespondenz an den Biographen nicht fand oder sich zunächst von diesem ihm besonders wertvollen Besitz nicht trennen wollte und daß er sie erst später, man weiß freilich nicht bei welcher Veranlassung, dem bedeutenden Sammler überließ.

Die zweite Gruppe ist die Korrespondenz der Freunde: W. Neumann, Fouqué, mit Varnhagen und die des Letztern mit Chamisso. Eine wörtliche Mitteilung der letztgenannten wäre durchaus zwecklos, und ein Auszug aller kleinen Notizen aus den Briefschaften der Freunde über unsren Dichter würde sehr häufige Wiederholungen an den Tag bringen. Aus den zu dieser zweiten Gruppe gehörigen Schriftstücken wird daher nur dasjenige mitgeteilt, was wirklich unbekannt und bedeutsam ist (ver-

gleiche hauptsächlich den dritten Teil dieses Buchs).

Der Freund, der nun als Empfänger mehrerer ausführlicher und inhaltsreicher Episteln vorgeführt wird, war Louis de la Foye. Er war gleich Chamisso Emigrant und preußischer Offizier, quittierte aber früher als dieser den Dienst. Er war schon Anfang 1804 zunächst mit Urlaub nach Frankreich zurückgegangen. Dort konnte er lange keine passende Stellung finden. Eine Zeitlang war er beim französischen Kriegskommissariat in Deutschland beschäftigt, dann Hauslehrer in Polen; seit 1808 war er dauernd in Frankreich, Professor in Caën. Dort empfing er mehrmals den Besuch seines Landsmanns und Freundes. Er verheiratete sich spät, war aber in seiner Ehe, der lange der Kindersegen fehlte, glücklich. Sein Interesse für die deutschen Freunde, seine Vorliebe für die deutsche Sprache hörte nicht auf. Er bediente sich ihrer zeitlebens — freilich ist von seinen Schriftstücken äußerst wenig bekannt — und verlangte auch in diesem Idiom ange-

sprochen zu werden. Er starb erst im Jahre 1863.

Chamissos Briefe an diesen Freund sind vertrauten Inhalts. Sie sprechen sowohl von seinen als von des Freundes intimen Angelegenheiten. Es sind „olle Kamellen“, Geschehnisse, die fast hundert Jahre her sind. Ist es wirklich notwendig, sie zurückzuhalten?

Es wird bei derartigen Mitteilungen von Laien gern das Wort gebraucht, daß zu viel gedruckt würde. Wie oft habe ich selbst von sehr verständigen und gebildeten Männern und Frauen betreffs Goethe, um wieviel mehr in betreff von Schriftstellern geringern Ranges das Bekenntnis hören müssen, sie hätten an den gedruckten Werken genug und trügen nach mehr kein Verlangen, und die Klage, sie würden durch solche Inedita nur verwirrt. Solchen Äußerungen gegenüber kann man nicht entschieden genug Wichtigkeit und Bedeutung der Briefe hervorheben. Gerade die Briefe, und je intimer sie sind, desto mehr, zeigen die Individualität des Menschen, welche in den

Werken oft wenig hervortritt, da in diesen mancher Schriftsteller geflissentlich seine Persönlichkeii zurückdrängt. Besonders bei Chamisso kann man sagen, daß erst mit Zuhilfenahme der Briefe die ganze liebenswerte Persönlichkeit erkannt, daß durch sie der Schlüssel zum Verständnis mancher Schrift geboten wird.

Literaturkundige und Gelehrte hinwiederum, die das laienmäßige Urteil von Gleichgültigkeit oder Bedeutungslosigkeit der Briefe nicht unterschreiben, sind geneigt, vor Skandalsucht und Indiskretion zu warnen. Sie sprechen es geradezu aus, daß sie einen Horror vor Dichterliebschaften empfinden; besonders zartbesaitete reden mitunter, wenn sie von Aufhellung bisher unbekannter zarter Verhältnisse hören, von Leichenschändung. Solche Warnungen, ja solche Entsetzensäußerungen sind jedoch, wie mir scheint, wenig am Platz. Bei Veröffentlichungen, wie der vorliegenden, handelt es sich nicht um einen frivolen Sport. Weder das lüsterne Sensationsbedürfnis der Menge soll befriedigt noch der Versuch gemacht werden, einen Poeten, der als

Sänger keuscher Liebe gilt, als Mädchenjäger oder sittenlosen Lüstling darzustellen. Zu Enthüllungen Casanovaschen Treibens oder zur Aufdeckung gemeiner Liebesabenteuer fühle ich nicht den geringsten Beruf. Wohl aber darf, ja muß der Forscher und Leser, der Chamisso, den Dichter und Menschen verstehen will, sich bei ihm die Frage vorlegen: Wie kam er, der in seiner Lyrik und Epik eine so tiefgründige Kenntnis des Frauenwesens und -Charakters bekundet, zu einer solchen Kenntnis? Wie entwickelte sich dieses Einsamen Liebesleben, der erst, als reifer Mann, den Vierzigen nahe, die Ehe schloß? Nicht Neugierde also und nicht Freude an Pikanterien regt solche Fragen an und drängt zu ihrer Beantwortung, sondern ernstes historisches und psychologisches Interesse.

Chamisso aber braucht solche Offenbarungen nicht zu scheuen. Er wird durch seine Bekenntnisse nicht erniedrigt, er büßt nichts ein von der Zartheit seines Wesens, sowie von der Innigkeit und Wahrheit seiner Liebesbekenntnisse späterer Zeit; als ein gesunder Jüngling er-

scheint er, der häufig liebte oder zu lieben glaubte, der Tändeleien nicht verabscheute und sich eine günstige Gelegenheit zunutze machte. Nur die ödeste Philisterhaftigkeit könnte an seiner Gesinnung Anstoß nehmen oder seine Erlebnisse verabscheuenswert finden.

Von den nachfolgenden Briefen ist der erste buchstäblich getreu mitgeteilt; bei den übrigen ist in den Wortformen natürlich nichts geändert, nur sind nicht alle orthographischen Seltsamkeiten und Fehler beibehalten.

Zum Verständnis des folgenden, gewiß ersten Briefes von Chamisso an den fernen Freund genüge der Hinweis auf folgendes: de la Foye, der noch keinen definitiven Abschied von Berlin und Preußen genommen, hatte ein Liebesverhältnis in der preußischen Hauptstadt angeknüpft, für das er des Freundes Vermittlung in Anspruch nahm. Die beiden Engverbundenen hatten sich mit Gleichstrebenden: Wilh. Neumann, dem Dichter, K. A. Varnhagen, dem später so bekannten Diplomaten und Memoirenschreiber, und Ferd. Koreff, der trotz seiner großen ärzt-

lichen Wirksamkeit zu poetischen und politischen Arbeiten Zeit und Muße fand, und einigen anderen zu einer Art von Geheimbund ohne irgend welche Ordensspielerei vereinigt. Sie wählten als Symbol τὸ τοῦ πόλου ἄστρον (Polar-Nordstern); „der Norden als Region der Wissenschaft war der Freunde erwähltes allgemeines Gebiet; der Polarstern auf Koreffs Vorschlag als Zeichen dieser Richtung bestimmt."

Man sieht indes schon aus diesem ersten Briefe, wie auch aus den folgenden, daß dieser Bund für Chamisso nicht bloß ein Wissenschaftsband und auch nicht nur ein Anlaß zu schwärmerischem Freundschaftsgewinsel war, sondern daß er in echt moralischer Weise für den Freund tätig zu sein, ihn von Abwegen zurückzuhalten, in sittlicher Auffassung zu stärken trachtete.

Ein äußeres Zeugnis dieser Verbrüderung war der Musenalmanach, von dem später noch zu reden ist.

Wie de la Foye, so war auch Chamisso in Herzensintrigen gefangen. Seine erste Auserwählte — so muß man schon sagen, weil um

die Hauptsonne manche Nebensonnen kreisten — war eine Französin Ceres Duvernay, die in einer jüdischen Familie Erzieherin war. Sie war Witwe, hatte aus ihrer ersten Ehe ein Kind, war damals einem Amerikaner versprochen (Ceres' Amerikaner hieß, wie Varnhagen,— an Chamisso, 3. Dezember 1805,— von Weißens erkundet hatte, Tilton oder Tilthon), der seine nahe Rückkunft versprochen hatte, vertrieb sich indessen die Tage ihrer kurzen Freiheit mit einem höchst koketten Liebesspiel mit Chamisso, den sie bald anzog, bald abstieß, mit Hoffnungen reizte, die sie weder erfüllen konnte noch wollte. Die Beziehungen hatten zu der Zeit begonnen, da der Adressat unsrer Briefe noch in Berlin lebte, so daß der Briefschreiber von der Angelegenheit als einer bekannten reden konnte; sie schleppten sich weiter, wie die von Ludmilla Assing 1867 mitgeteilten Episteln beweisen, bis 1809; durch unsre Schriftstücke werden die einzelnen Phasen des Berliner Zusammenlebens auseinandergehalten und viele kleine Vorfälle aus dieser Liebeschronik erzählt.

Und nun mag Chamisso das Wort ergreifen; die von ihm angeführten Namen und Tatsachen können meist in kurzen Anmerkungen erklärt werden; nur selten wird der Kommentator zu längeren Zwischenreden seine Zuflucht nehmen.

1.

(Vor Juli 1804).

Chamisso an Lafoye.

Geschehene giebts und nicht geglaubte Sachen.[1])

Wie soll ich Deinen Briefen beandtworten, Louis, den raschen Aufbruch ungezügelter Flammen, von geflügelten Scherzen seltsam begleitet? Mich, lieber Louis, mich haben zweimal die Thränen des guten, schönen, unbefangenen Kindes gerührt und bedächtlich und ernst war ich für Dich der es nicht wart. mögtest Du, mein Freund, die Knospen der Rosen brechen, um einmal den flüchtigen genuß ihrer Wohlrüche zu genießen, und denn sie laßen — vielleicht verwelken? Louis, Louis! Leuchtete Dein Stern Deinen heimlichen Freuden? — Dein Brief

[1]) Varnhagen bemerkt dazu: „Nach Camoens von A. W. Schlegel."

übrigens (der mir wehe gethan hat) ist schön — wie die römische Elegien[1]). Gut war es aber daß Du mir ihn friebst, auch hätt' ich ihn gern für mich behalten, aber Du schienest ihn auch an V.[2]) zu richten, und ich laß ihn ihm vor. — Mehr und mehr, lieber Lafoye, muß ich mit dem tiefsten Ernste anschauen, selbst was in der galanterie am unbedenklichen erscheint. geschweige denn der heiligen Liebe Blüsten und Bande. Denn ich ging wohl in eine wundersame Schuhl und heute war für mich ein Tag des Ernstes.

Soviel war geschrieben und ich erhalte Deinen 2ten Briefen. Dieser, von meinem gutgekannten trefflichen Freunde, den an meinen glühnden Busen ich fest drücken mögte, Glück ihm wünschend zu einer raschen Thorheit, der sich eine ernste schöne Kette entspinnen kann, entscheidend über seinen Leben. Du bist ein edler Mann, mögtest Du itzt Vater sein und selbst im wiederstreite der gewöhnlichkeit oder

[1]) von Goethe, 1795 erschienen.

[2]) Varnhagen.

eitrer nach errungenem Siege, in Deiner Würde, Deiner Liebe, Deiner erfüllten Pflichten Genuß ein glücklicher Mann da stehen, der zu leben anfängt. Auf jeden Fall rechne auf mich. Sie hatt doch Deine Adresse, und wird Dir schreiben, wie unbedachtsam von Dir daß Du gingest ohne zu wissen wer sie sei ohne eine adresse zu haben ihr Briefe zukommen zu lassen. was Du mir aufgiebst soll morgen geschehen sollte sich edwas entspinnen, edwas vorfallen wo Du glauben solltest daß ich das Wort für Dich führen könnte oder auf irgend einer Weise wirken: zwei Zeillen und ich mach es möglich daß ich selber nach Cassel gehe und eingreiffe, wo und wie Du mir deuten wirst. — Ich lese Deinen wohlgeschriebenen trefflichen Briefen wieder, also lieb ich Dich, Bruder, und also darffst Du τὸ τοῦ πόλου ἄστρον ins auge fassen. Varnhagen entzückt diese genialische Willkür der unendlichen Liebe, er freuet sich und liebt Dich, und wünschet Dir glück wie — ich.

Wie wahr sprichst Du: wie so arm wie so

kargbegabt sind wir gegen jene Liebereichen Geschöpfe. — auch ich werde geliebt, ich soll Dir von mir sprechen, lasse mich erst mich fassen. — Sie[1]) hatte mir öfters von einem bejarten Freunde, einem Americaner gesprochen, dessen letzte Briefe sie unbeandwortet gelassen hatte warum dieß geschehen war wußt ich auch. Dieser Mensch ein edler mann, der sie liebt, hat, besorgt um sie, sich eingeschifft und trift in wenigen Wochen hier ein. sie kann ihn nicht mehr über das Meer bannen und weiss nicht eine Verbindung abzulehnen, zu der der von mir eingesehene Drang der Umstände sie unwiederstehlig reißt, bedrängt und geängstet und liebekrank hätte sie den rasenden entschluß zu fassen vermogt, sich dem Geliebten hin zu geben, ihm und dem Schicksale sich ganz anzuvertrauen, um jenem (ihrer Grundsätze nach) sagen zu müssen: sihe, ich ward eines andern, kann nicht die Deine sein. Sie gab mir einen Rendez-vous, wir lagen lange stunden

---

[1]) Ceres Duvernay, vgl. oben.

im hohen grase gelagert, verschlungenen Armen, kämpfend in heissen Schmerz und Lust und ich — entrang ihr nicht die ernste Entschliessung. Sie schied als Schwester von dem (mußt ich wähnen) hochgeachteten Manne, scheinend, ihr Loos ergriffen zu haben, und drückte ihm nach gewechselten tausend Schwüre der ewigen unvergessenheit den brüderlichen Kuß auf die Lippen und sprach: Chamisso, wir sahen uns zum letzten male also. und doch, Freund, doch weiß ich mich nicht aus dem Weibe zu finden, und nicht die verschleierte Zukunft zu ersehen. Sie liebet, liebt, wo sie ehret, schätzet, ist sinnlich, übersieht das geliebte, doch schwehrlich sich selber, und Stark und Schön, die sie ist, liebet, kindisch vielleicht, mit Dolche zu spielen, die sie zu wätzen ihre Lust hat. seither ist es ganz wie vorher, nur spricht sie gern in Gesellschaft von dem schönen Orte des Waldes, wo sie in hohem grase sich lagert und die einsamen Tritte sie immer zurückführen. Daß sie meinetwegen nur sich einige mal geweihert hat Berlin zu verlaßen, magst Du schon wissen. Daß ich über

den weg, der mich also geführt mir vorwürfe mache, habe ich Dir schon gesagt.

[Folgen die Sonette:

Ob ich es soll im raschen Wahne wagen.

Und:

Die zarten Saiten stark erschüttert lassen.[1])]

Nun, lieber Freund ein Wort von dem seit Deiner Abreise vorgefallenen. Varnhagen zog gleich zu mir, entschlossen seine unabhängigkeit nicht eher als gezwungen auf zu geben. Die Stunden kommen sehr sparsam. er hat einige engagements von sich gewiesen. ich (auch wir) sind wenig fleissig gewesen. Doch lernen wir alle 4 miteinander griechisch (N. und H. E.)[2]) Klapprot (der Chineser) ein Jung sehr nach Koreff geschlagen und gleich mit uns verbrü-

[1]) Das erste, aus dem Almanach in der Kochschen Ausgabe gedruckt, das zweite bisher ungedruckt, es soll in der von mir vorbereiteten Reclamschen Ausgabe Platz finden.

[2]) Wilhelm Neumann und Heimann Ephraim, den Varnhagen in den von ihm veröffentlichten Briefen in Hermann Eberty umtaufte.

dert, hat uns die ersten Nachrichten von seinem unserm Freunde gebracht, wir schreiben ihm (dem K.) er soll wieder zu uns kommen. Klapprot[1]) bleibt hier bis Ostern und wir (ich und V.) sollen von ihm lernen — Persisch. ein Plan zu einer göttlichen Reise in Asien und Indien ist entworfen. Die würde in 5 Jahren erst ausgeführt werden können, es scheint nicht bloß ein schönes Mährchen zu sein. Davon ein ander mal mehr. — ich habe Kupfer zu enluminieren und kann dabei ein paar Thaler täglich verdienen. Die proben sind gemacht und genähmigt worden. — Dein Geld (Du hättest mir doch eine procuration lassen sollen) ist unter Deinem Nahme angekommen, ich habe erst an Lubinerski[2]) schreiben müssen, das ist geschehen und ich hab es. Die Rechnungen, zur Berichtigung von Varnhagen durchgesehen, haben Dir 16 rthlr. 2 gr. zugesprochen, welche

---

[1]) Julius Klaproth, s. die folgenden Ausführungen unten S. 41.

[2]) Vermutlich der Regimentskassierer.

als Depot in meinem Secretaire versiegelt und überschrieben liegen. Ich wollte Dir die papier Wische schicken. Der Almanach[1]) erscheint das Jahr wieder. so viel ist gewiß. Der dicke Sander[2]) wird sich wohl breit schlagen lassen und ihn ins Verlag nehmen. Klapprot ist Mitarbeiter und liefert Blühten des Morgenlandes. wilst du Beiträge liefern so eile. wir bedizieren ihn — an Koreff. Das haben wir in des Herzens geist und empfindung beschlossen. Koreff und Klaprot haben den Gottlieb der Natur aus Halle hinweg gesonetirt. l'histoire des mystifications du pauvre diable (Schade!) sont trop longues pour.

So endet der Brief in der vorliegenden Handschrift. Mit „pour" endet die Seite; zu ergänzen ist „erzählt zu werden" o. ähnl. Da auch am Rande nichts steht, Datum und Unter-

[1]) Der zweite Jahrgang auf 1805.

[2]) J. D. Sander, Buchhändler, dessen Frau mit allen jungen Schriftstellern intim verkehrte.

schrift gleichfalls fehlt, so ist gewiß ein Blatt verloren gegangen.

Biographisch wichtig ist namentlich die Stelle, in der Ch. von seiner künstlerischen Tätigkeit spricht. Schon in der früher bekannten, nicht der oben gedruckten Fassung der Selbstbiographie kommt eine Stelle vor, des Inhalts, daß er in der trüben Vorberliner Emigrantenzeit seinen Eltern gelegentlich hätte nutzbar sein können. Ich deute sie so, daß er durch seine Zeichen- und Malkunst zu den schmalen Einkünften der Ausgewanderten manchen Beitrag zu liefern imstande war. Aus einer Stelle des oben abgedruckten Briefes erfährt man nun, daß er diese Kunst, Kupfer zu illuminieren, auch während seiner Berliner Frühzeit fortsetzte, um mit den Einkünften seine schmale Leutnantsgage aufzubessern.

Einzelne Proben seiner Kunst, aus denen sich indes ein Urteil über seine Begabung schwer fällen läßt, haben sich in dem Varnhagenschen Nachlasse, bei den Chamisso-Papieren erhalten. Diese und die Arbeiten, von denen Ch. hier

spricht, waren zweifelsohne für die damals so beliebten und in Berlin zahlreich erscheinenden Almanache bestimmt.

Die Angelegenheit, um die es sich zum Schluß handelt, ist folgende. Chamisso ließ sich durch seine Gutmütigkeit verleiten, von dem sogenannten Naturdichter Gottlieb Hiller aus Köthen ein Gedicht „Zum Geburtstag eines Forstmeisters" in den ersten Jahrgang des Musenalmanachs aufzunehmen. Er hätte sich dieser Gutmütigkeit nicht zu schämen brauchen, da auch Goethe jenem eine ausführliche wohlwollende Rezension widmete und später auch in den „Annalen" seiner anerkennend gedachte, aber die Berliner Genossen, im Dünkel auf ihre vermeintlich größere Bildung schämten sich des aufgedrungenen Genossen. Unter den Koreff-Papieren der Varnhagenschen Sammlung hat sich noch ein böses Sonett gegen den Köthener Bauern erhalten, das in der obigen Stelle gemeint ist.

Die sonstigen Angaben des Briefes sind mannigfach zu berichtigen: Der Almanach, zu

dem de la Foye übrigens keine Beiträge lieferte, erschien nicht bei Sander, sondern bei H. Frölich. Eine Widmung an Koreff wurde ihm nicht beigegeben. Klaproth — gemeint ist der Sohn, der berühmte Orientalist Julius Kl., 1783—1835 — war, obgleich gleichaltrig mit den Genossen, diesen an Wissen und Berühmtheit überlegen. Er hatte sich schon durch manche gelehrte Arbeiten ausgezeichnet, eine Zeitschrift herausgegeben, und stand damals schon in Verhandlungen mit der Akademie in Petersburg, an die er am 1. September 1804 als Adjunktus berufen wurde. Blüten des Morgenlandes lieferte er für den Almanach nicht. Die zwei mit K. unterzeichneten Gedichte, Übersetzungen aus dem Lateinischen, des Ovid und Petronius sind gewiß nicht von ihm, sondern von dem ebengenannten Koreff, wie Koßmann in Goedekes Grundriß [2], VI, 156 festgestellt hat.

Chamisso erkundigte sich, wie aus einem Billet vom 1. Juli 1804 hervorgeht, nach der Adresse der jungen Dame, an die der in Frank-

reich weilende Freund sein Herz oder seine Sinne verloren hatte, und erfuhr, daß sie bei ihrem Bräutigam in Kassel wohne.

Dieser Liebeskummer machte bald einem andern, stärkeren Platz. Er schwankte, ob er ins französische Heer eintreten oder im preußischen bleiben sollte; Chamisso riet ihm in einem bei Hitzig gedruckten Briefe vom 15. August 1804, ordnungsmäßig seinen Urlaub zu erneuern oder den Abschied zu verlangen.

Wenige Wochen später schrieb Chamisso von neuem:

3. Sept. 1804.

[Beginnt mit dem griechischen Motto des Nordsternbundes und dem in die vollständige Ausgabe der Werke aufgenommenen Gedicht „Umnachtet von den Massen usw."].

Dein letzter Brief,[1]) Lieber, den ich spät

---

[1]) Ich wiederhole, daß in diesem Briefe sowie in den folgenden nur die orthographischen und grammatikalischen Fehler verbessert sind, sonst aber der Wortlaut der Briefe in keiner Weise angetastet ist. Die ausge-

beantworte, hat mir ins Innerste gegriffen. Wie der Knaul sich Dir entwirren wird, weiß ich nicht, ob das Erlebte etwa klanglos wie ein Traum in die Nacht zurücksinken wird? Das könnte es sein. Doch weiß ich's nicht und möchte es auch nicht. Ich erwarte mit gieriger Ungeduld Deinen nächsten Brief. . . . Nun hör, was von meinem eignen Märchen ferner fertig geworden ist und das wird nicht der tragischen Novelle ähneln, die Du glaubtest. Zu der Zeit der beschriebenen Szene[1]) schien sie und scheinet seither, keinen Blick mehr auf das furchtbare Bild des Selbstmordes zu richten. Ihr Entschluß schien zu sein, das Weib des amerikanischen gesetzten Freundes zu werden, der aber nicht der silberhaarige Greis ist, für den ich ihn hielt, sondern ein 30jähriger Mann. Ich sagte Dir schon, er habe seine Ankunft für den Monat August angekündigt.

lassenen Stellen sind durch Punkte angedeutet; die nur dem Inhalte nach angegebenen mit eckigen Klammern umschlossen.

[1]) Von diesem Selbstmordversuch war in dem ersten Briefe nicht die Rede.

Über diesen Gegenstand sprach ich nun öfters mit Ceres, welche mir eröffnete, es scheine ihr doch fürchterlich, sich einem Manne ewig zu verbinden, der, ob rechtschaffen und untadelig, sie doch nicht begreifen könne, sich nicht zu ihr erheben, dem, was ihr das Höhere sei, nur Torheit dünke und Überspannung. Sie überlasse sich ihrem Schicksale, doch hoffte sie, ihr Freund solle kommen und wieder gehen ohne sie und sie wolle sich noch durchschlagen durch die Welt. Unter diesen Gesprächen war sie mir immer unter dem Namen Freundin und Schwester eine Geliebte, deren Sprache nur die Sprache der Liebe war. Einmal begegnete ich ihr bei der blinden Itzig. Da nannte sie mich auch Bruder, wohl schien es Übereilung zu sein, doch faßte sie sich und es blieb dort bei dem im vertrauteren Kreise angenommenen Verhältnis. Indessen war ihre Lage bei Ephraims unerträglicher und unerträglicher geworden. Dieses Geschlechtes Gerede bewirkten dies, daß sie mich sichtbar vermied und nur in kurzen raschen Momenten mir den Zwang vergelten

konnte, welches sie wohl tat; allein hab ich sie nicht wiedergesprochen. Ich habe mein Bild gemalt, ein schönes ähnliches Porträt, das Antlitz en face, ruhend auf einem Grunde von lapis lazuli, zum Gegenstück τ. τ. π. ἀ[1]), deren Strahlen durch den Schlangenring der Ewigkeit, Totenblumen, meine Blumen betauen und den Armschmuck, von ihren Haaren bindend die Blumen. Diese zwei Bilder, in einem goldenen Medaillon gefaßt und von einer langen Kette meiner Haare getragen, gab ich ihr. Und dem Künstler ward sein Fleiß belohnet, denn er sah sie auf dem schönen Marmoraltar heimlich verwahrt ruhen. Sie wehrt sich indessen das Geschenk zu behalten, ich muß fast glauben, es sei, weil etwas von Gold daran ist. Sie hat so schon mein Bild und eine Schnur von meinen Haaren, sie sagt mir, sie wolle eben darum dieses nicht behalten. Um von den Ephraims loszukommen, hatten ihr ihre Freunde zwei Wege eröffnet — in Berlin unabhängig zu

---

1) „Polarstern“, das Symbol ihres Bundes.

bleiben und jungen Mägdlein bei ihr im Hause Unterricht zu erteilen, oder, unter vielen andern, die ihr nicht anstunden, eine Stelle in Königsberg, wo ihr Sohn in demselben Hause, wo sie Erzieherin der Tochter sein würde, würde vom Hofmeister des Sohnes erzogen werden. Über die Wahl sprachen wir auch. Das Erste schien ihr zu gewagt: sie fürchtete sich vor sich selbst, mir und der Welt; sie hätte mich nicht bei sich sehen wollen. Sie ergriff das Zweite und hat schon den Ephraims für Dezember aufgesagt. Der Fremde ist immer noch nicht gekommen.

Nun, Louis, ein sonderbarer lächerlicher Vorfall. Am Tage, wo ich ihr bei der blinden Itzig in Charlottenburg begegnete, erbot ich mich, sie zu Hause zu führen. Sie erzählte mir, die Mägdlein wären im Tiergarten bei Heimanns Eltern und nur die Eltern zu Hause, bat mich auch voranzugehen, damit es nicht aussehe, als kämen wir von einem verabredeten Rendezvous. Ich tat's und — die Alten ließen sich verneinen, ich suchte Ceres wieder auf

und holte sie nicht wieder ein. Also ging ich trauernd daheim. Es fiel mir ein, den Abend bei den Heimannischen Ephraims im Tiergarten zu beschließen, welches ich auch tat. . . .

Denke Dir meine Bestürzung, da ich am folgenden Lützowischen Abend den ungemessensten Ausbruch einer leidenschaftlichen Eifersucht aushalten und erdulden mußte, ohne zu wissen, woher und wohin. „Daß ich die Henriette liebte, sei natürlich", sagte sie, „aber daß ich sie, Ceres, so betrogen, um ihre Liebe geworben, sie zum Deckmantel zu meinem Einverständnis mit jener gebraucht habe, sei schlecht von mir" usw. Ich wies diese Vorwürfe von mir ab als bösartige Scherzspiele; und daß sie etwas andres sein konnten, kann ich mir wirklich noch nicht erklären.

Dieser Abend ward mir Vergeltung von jenem Abende, wo ich die so wunderklug von uns ersonnenen Anschläge in Erfüllung brachte. Ich habe sie seit dem Abend nur noch einmal gesehen und da schien sie (es war von nichts die Rede) sich zu besinnen, daß sie mir zürnen

müsse; sie nannte mich Bruder und dann Monsieur, als hätte sie sich versprochen. Es war auch an beiden Tagen, daß sie in mich drang, das Geschenk zurückzunehmen, ich drohte mit einer esclandre, sie sagte, sie würde es mir wiederschicken, welches noch nicht geschehen ist.

Mein Gewissen, lieber Freund, ist doch nicht ganz rein, denn folge mir auf eine andre Bühne, — dieses spielt seit wenigen Wochen (3—4 Sonntage in Potsdam bei Itzigs Eltern). Dort im Kreise der Töchter blühte, von einer langwierigen Krankheit erstanden, eine Freundin Maschinka Burja. Das Mägdelein ist nicht schön und ich muß sie öfters gesehen haben, ohne sie im mindesten zu beachten. Sie ist (bei ihren physischen Leiden), heiter, mitteilend, weiblich und weiblich sein wollend, ohne Gelehrsamkeit und Gelehrttun und doch gebildet und auf dem Wege zur schönen Bildung. Einige Gespräche auf einer Wasserfahrt über Ehre, weibliche Bildung und Bestimmung brachten uns näher, wir saßen über Tisch nebeneinander und sprachen miteinander, und, Gott weiß wie,

da galten wir schon für zusammengehörend. — Nun erfolgten das nächste Mal einige Neckereien: ich hatte eine Blume von ihrem Busen genommen und sie befahlen mir alle für meine Geliebte über diese Blume zu dichten; hier hast Du die Dichtung, die da entstand.

[Folgt das Gedicht: Rankend sich an Deinem Busen, 7 Strophen.]

Diese Romanze hielt sie erst geheim, dann ward es laut, daß sie da war usw. Ein andermal macht ich flüchtig ihren Riß, da die Rede von meiner Kunst war, und ich brachte ihr bei der nächsten Wanderung ihr sehr gut geratenes Porträt, das ich ihr absichtlich vor allen bei der Tafel darreichte. Da ward mir von allen und den Eltern das Bild zugesprochen und sie erwähnte nicht, daß sie ein Recht auf dasselbe gehabt hätte. Sie überhaupt betrug sich stets leidend, aber nie abwehrend, ich immer doch nur galant, nie leidenschaftlich, ich habe ihr nur leise die Hand gedrückt, wenn ich beim Spazierenwallen ihr Führer war, sie hat den Druck nicht erwidert und nicht ihre Hand zu-

rückgezogen. Alle aber und die Pflegeeltern, deren Ehrbarkeit nicht zu bezweifeln, haben sich stets und gleich vom Anfange betragen, als in uns ein wohlzusammengefügtes künftiges Paar ersehend, dem sie beförderlich sein wollten. Nun ist das Mägdlein wieder in Berlin bei den Eltern, welche, glaub ich, nicht reich sind (Professor an der académie militaire mit 2 oder 3 Kindern). Sie leben aus Enthaltsamkeit und frommer Sitte, wie auch, weil die Mutter immer krank ist, ganz ohne Gesellschaft und ich weiß nicht, ob und wie ich Maschinka wiedersehen werde.

Dies ist, lieber Freund, meine Erzählung oder Beichte. Finde Dich daraus, wie Du kannst und magst, ich aber lasse der bis jetzt so frommen, trägen, lahmen Schindmähre meines Schicksals die Zügel schießen und sporne nicht und empfehle mich dem lieben Gotte, klagend nur, daß diese Romane mich nicht so sehr angreifen, wie sie wohl könnten oder sollten. Das könnte mir Ärger über mich selber geben. Soll ich etwa der Ceres von der Maschinka

erzählen und der Maschinka von der Ceres? Ich bin, weiß Gott, der Kerl, der den genialischen Streich ausführen könnte. Aber was von einem andern pudelnärrisch sein würde, würde von mir so einfältig gutmütig sein, daß es wiederum dadurch desto pudelnärrischer werden könnte. Na, Gott bessers!

Varnhagen ist fort nach Hamburg und es ist gut, daß er fort ist; er verfaulte und verwilderte hier ganz. Ich endige jetzt sein Porträt für die Cohen, sie selber bat mich unbefangen darum, doch setzte sie hinzu, ich möchte von diesem Pfande schweigen, soviele Leute hätten keinen Sinn für Verhältnisse der Freundschaft.

[Meldet weiter von der Verheiratung der Caroline Lehmann mit Clementi, von Klaproths unsinnigen Geldausgaben, auch über den 2. Jahrgang des Almanachs, von dem L. Robert seine Beiträge zurückverlangt habe, aber zu spät; über E. Hitzigs Verheiratung, F. Theremins unglückliche Stimmung und Uthmanns Krankheit.]

Für mich, mein lieber guter Bruder, nur wenig Fleiß und kein Griechisch Jetzt bin ich frei mehr als zuviel. Ich spare auf den Winter Sprachenstudien und führe jetzt den Pinsel und, so Gott will, ein wenig die Feder.

Was machst Du? Was studierst Du? Was machen die Sprachen? Wilhelm Meister? Ich sehne mich nach Briefen von Dir. Sie sind die schönsten, Lieber, die ich erhalte. Du schreibst oder hast Anlage, die schönste deutsche Prosa zu schreiben; nur einige Flexionsfehler machst Du immer noch. Das ist die Form und der Gehalt ist das ganze reiche Herz meines besten Freundes.

Aus dem Persischen ist natürlich nichts geworden. Varnhagen hat die ganze Zeit über rein nichts getan; er ist auch Mitursach, daß unsere griechisierende Gesellschaft auseinanderging. Aus der Reise nach Indien von Klaproth und Koreff wird wohl nichts als eine Idee und wie wollten wir armen Sünder, wenn auch etwas daraus würde, teil an der Herrlichkeit nehmen?

Adieu, mein Frommer, Guter. Wir sind uns doch die nächsten Verwandten und werden noch einstens im Raume vereint uns einige Wohlfahrten tun.

Adelbert.

[Unterschreibt, um seine Gelehrsamkeit zu zeigen, seinen Namen Chamisso mit lateinischen, griechischen, hebräischen, arabischen, russischen u. a. Schriftzeichen und bittet den Freund um Kompositionen des in dem Briefe mitgeteilten Liedes: Rankend sich, oben S. 49.]

Die Persönlichkeiten der Berliner Gesellschaft, die im vorstehenden Briefe erwähnt werden, gehören zwei verschiedenen Kreisen an: dem christlichen, dem die Gelehrten und Schriftsteller, dem jüdischen, dem die meisten Damen zuzurechnen sind. Unter jenen sind wohl die Klaproth die bekanntesten, Vater und Sohn, die hier beide genannt werden mögen, obgleich der Vater erst in einem späteren Briefe erwähnt wird. Der Vater Martin Heinrich Kl., 1743—1817, ursprünglich Apotheker, dann berühmter Chemiker, Mitglied der Akademiker, seit 1811 Pro-

fessor an der Universität; von dem Sohn, Julius, 1783—1835, war schon S. 41 die Rede.

Ein andrer ist der Vater jenes Flämmchens, das nur einige Wochen brannte. Von Maschinka Burja wußte man bisher nichts. In den bei Hitzig gedruckten Episteln fanden sich einige ganz kurze Erwähnungen einer Marianne — identisch mit der unsrigen —, die man jedoch nicht zu deuten verstand. Es ist Abel Burja (das Folgende nach Meusel, einzelnes aus Harnack, Geschichte der Berliner Akademie), geb. 30. August 1752 in Kiekebusch, gest. am 16. Februar 1816, zuletzt Professor in Berlin. Er war vielfach literarisch tätig, verfaßte z. B. den Grundriß einer allgemeinen Sprache (Pasilalie), hauptsächlich aber Rechenbücher, schrieb, bald deutsch, bald französisch, las seit 1811 an der Universität, ohne dorthin berufen zu sein, lieferte auch einzelne Abhandlungen für die Memoiren der Akademie, deren Mitglied und zwar in der mathematischen Klasse er seit 1789 war. Er bezog an der Akademie ein Gehalt von 800 Thlr. Seiner

Stellung in seiner Klasse fühlte er sich so wenig gewachsen, daß er 1811 den Antrag stellte, in die literarische Klasse übergeführt zu werden, die Bitte wurde aber nicht gewährt.

Zu dem Kreise der Schriftsteller gehören Franz Theremin und Adolph v. Uthmann, beide Mitarbeiter am Musenalmanach, jener 1780—1846, später ein bekannter Berliner Prediger, Universitätsprofessor und hoher Beamter, dieser, sehr jung gestorben, ein Schwager des gleich zu nennenden Hitzig, der von Varnhagen als „gutmütig und sinnvoll" charakterisiert wurde.

Mit Hitzig und Robert macht man den Übergang vom christlichen zum jüdischen Kreise; sie waren beide Christen geworden, stammten aber von Juden ab. Der erstere J. E. Hitzig 1780—1849 hat sich als Jurist und Biograph, außer Chamissos auch Z. Werners und E. T. A. Hoffmanns einen bedeutenderen Namen gemacht denn als Dichter; Ludwig Robert (1778 bis 1832), der Bruder Rahels, der eine Zeitlang durch Operntexte, Festgedichte, Satiren hübsche Erfolge davontrug. Die Angehörigen

des jüdischen Kreises lassen sich bei dem Mangel an Quellen nicht genau nachweisen: die Itzigs sind Verwandte des obengenannten Hitzig; seine Eltern, die in Potsdam wohnen, werden von einer „blinden Itzig" unterschieden.

Die „blinde Itzig" war eine Schwester der bekannteren Freiinnen Arnstein und Eskeles in Wien, die in der dortigen Gesellschaft eine große Rolle spielten, speziell beim Wiener Kongreß. Die hier erwähnte Recha, die jüngste Tochter des bekannten Bankiers Itzig, dessen Haus Burgstr. 24 zu seiner Zeit eine Sehenswürdigkeit war, soll auf einem Hofball in Dessau, zu dem sie mit ihren Eltern eingeladen war, durch Zugluft nach dem Tanz erblindet sein und blieb blind bis an ihr Lebensende. Sie wurde am 24. März 1765 geboren und starb am 22. März 1840. Auf ihrem Grabstein (Friedhof in der Schönhauser Allee zu Berlin) steht die Inschrift: „Der frommen Dulderin leuchtet fortan ewiges Licht." Damals muß Frl. Itzig für sich gelebt haben; später zog sie zu ihrer Schwester, der bekannten Frau

Sarah Levy, die ein palastähnliches Haus bewohnte, an der Stelle, wo jetzt die Nationalgallerie steht und eine vornehme Gesellschaft um sich versammelte.[1]) Über die Ebengenannte schrieb Varnhagen an Chamisso 15.—21. Okt. 1806 folgendes, das bekundet, daß unser Dichter schon vor seinem Ausmarsche aus Berlin der Genannten bekannt war. Das Briefchen lautet:

„Ich habe die Bekanntschaft der Madam Levi hinter dem Packhof gemacht und eine sehr preiswürdige Frau gefunden. Sie sprach mir mit sehr viel Herzlichkeit, Teilnahme und Ernst von Dir, mein geliebter Freund, und sie sprach auch richtiges von Dir und Schönes. Überhaupt aber fragen alle mit vieler Liebe nach Dir, Deinem Aufenthalt, Deiner Gesinnung, alle wünschen Dir Heil und Segen und rühmen Deine Mannhaftigkeit, zum Teil Dein Schicksal beklagend. Ich brauche Dir wohl nicht zu

[1]) Einzelne oben verwertete Notizen verdanke ich Frau Hermine Minden und Herrn Syndikus Dr. Minden. Über Frau Sarah Levy vgl. Varnhagens Denkwürdiges; Einiges, auch über ihren Bruder bei Geiger: Achim von Arnim und Moritz Itzig, Frankf. Zeitg. 3. Febr. 1895.

sagen, daß unter diesen unsre herrliche Freundin Cohen obenan steht. Es war Zeit, daß Dein Fortunatus und Dein letzter Brief hier ankam, ich mache mich als der Besitzer dieser Sachen bei den Leuten ordentlich beliebt."

Die Ephraims sind Mitglieder der reichen Bankierfamilie, von der einzelne Mitglieder unter Friedrich d. Gr. große Reichtümer erwarben. Dem einen Zweig gehört Heimann Ephraim an, später Hermann Eberty und Henriette (seine Schwester?), die später einen Herrn v. Edeling heiratete und in Altenburg lebte; dem andren die Familie, bei der Ceres Gouvernante war. Die bekannteste unter den angeführten Frauen jüdischen Ursprungs ist jedenfalls Frau Philippine Cohen, geb. Bernhard, die Gattin eines aus Holland stammenden Fabrikanten, bei der Varnhagen Hauslehrer war und der er in den „Denkwürdigkeiten" eine sehr freundliche Schilderung widmete. Eine dieser Familien hatte wohl zur Sommerszeit, von der ja hier die Rede ist, in Lützow bei

(jetzt in) Charlottenburg, gewohnt; der „Lützowsche Abend“ bezieht sich also auch auf eine Zusammenkunft in diesen Zirkeln.

Chamisso verkehrte eifrig in diesen geselligen Kreisen. Sein leicht entzündliches Herz fing bald Feuer, und so gesellte sich zu Ceres und Maschinka als dritte Augusta Klaproth, die Schwester des obengenannten Julius. Sie war unter ihrem Vornamen schon im ersten Almanach als Dichterin aufgetreten und lieferte auch Beiträge zum zweiten Jahrgang.

6. Jan. 1805.

[Beginnt mit einigen von Auguste Klaproth „in Chamissos Wachtstube am Brandenburger Tor“ geschriebenen Zeilen aus einem 4strophigen Gedichte von ihr, Glosse auf die Verse: „Willst Du mich nicht wieder lieben? Willst Du ewig mich betrügen? Mir im Herzen bist Du mein. - Ewig, ewig bin ich Dein!“]

Die Schwester und die Cousine, die mutwilligen Mägdlein, waren, nachdem sie die nicht Wollende gezwungen hatten, mir das Blatt zu

überreichen, mit Gelächter aus der Stube geeilt und hatten wohl noch nachgerufen: sie wären nunmehr entbehrlich geworden und wollten gehen. Ich hatte die Augen noch auf das Blatt geheftet, das ich zweimal gelesen hatte. Sie stand neben mir zitternd wie ich selber war, das Haupt gesenket, und starrte die Erde vor sich hin. Also standen wir beide lange sprach- und bewegungslos. Sie sagte mir endlich, sie hätte mir wohl die Verse gezeigt, aber es hätte sie der Übermut der andern Mädchen in Verlegenheit gesetzt; sie hätten sie belauscht, da sie schrieb. Ich war noch stumm und stand in zweifelnden Gedanken. Ich eilte von dannen, preßte ihre Hand an meine Lippen und sagte ihr, es wäre wohl gut, daß ich jetzt zu ihrem Bruder ginge. — Mich quälte Unruhe den ganzen Tag; am Abend war ich in Gesellschaft, wo ich, ein Abwesender, die erbärmlichste lächerlichste Figur abgab. Die Nacht schrieb ich und brachte ihr denselben Morgen, was Du selber lesen magst. Am vorigen Tage hatte sie ihr Blatt in meinen Händen

zerrissen, ohne mir jedoch die Stücke abzufordern, nun brachte ich ihr eine Abschrift von ihrem Liede und unten meine Verse. Sie wollte diese Abschrift zerreißen; ich mußte sie darauf aufmerksam machen, daß noch mehr auf dem Papiere geschrieben war, sie sonderte nun ab, zerriß das Eine und versteckte das Andere sorgfältig. Diese Zeilen waren es:

[Folgt das Gedicht: „Die, Schmerzen gleich“ 24 Zeilen.]

Ich wollte sie am andern Tage sprechen, ich ging zu ihr; welch ein Schrecken fiel auf mich! Sie war krank, war von einem heftigen Fieber befallen. — Welche Gedanken haben mich da bestürmt! Nun aber habe ich sie wieder gesehen, ihr Flußfieber ist wieder vorüber, habe sie allein gesprochen, habe ein stockendes, nicht fortwollendes, gleichgültiges Gespräch vom Wetter gegen ihr geführt und von nichts ist die Rede gewesen. Und also steht es . . . da ich nun heftig getrieben, mich zu Dir wenden muß, um von meiner Liebe zu sprechen, von meiner immer wachsenden Liebe zu meinem Lafoye,

mit meinem Lafoye zu sprechen, mit ihm, der mir nicht schreibt und den ich schelten muß, der stumm wie die Nacht ist, da ich in seinen Busen Freuden und Schmerzen ergieße. — O mein Guter, Einziger, wenn Du wüßtest wie bang ich mich nach Briefen von Dir sehne und welch eine Last Dein Schweigen auf meiner Brust ist, Du würdest mir schreiben, mir noch zu sagen, daß Du mir gut bist. Sieh, also muß ich Dir töricht einen wahren Liebesbrief schreiben. Denn Du bist mir Geliebter mehr, denn je mir ein Weib war. Ich träume, sinne, dichte mir nur das Eine: Vereinigung, ewige, nie zu trennende Vereinigung mit dem Freunde, baue emsig tausendfarbige immer wechselnde, stets wiederkehrende Luftschlösser auf die Blicke des Mondes, bin dann immer in Deinem Arm, bald umfangen uns noch unbewohnte glücklichere Gestade, die kein Winter verwüstet, bald durchstreifen wir und ernten hohen Ruhm und seltene, köstliche Freuden: zwei Gelehrte die Lande Asiens, die die verschüttete Wiege sind unsres Geschlechtes und aller Wissenschaften

und Künste. Bald aber in einer stillen, abgelegenen, üppig umgrünten Bucht des heiligen Weltmeers, umfängt am Ufer uns der brausenden Flut ein eifriges niedriges Dach und wie ein Haus und ein Garten nur; nur auch eine gleichgesinnte, gleichliebende des seltenen schönen Vereines würdige Gattin. Ihre Liebe, die Ruhe, der Fleiß, unsre Griechen, unsre deutschen Dichter, der Blick in die entfernte Welt und auf unsre Freunde, — — lieber, lieber Freund! aber so rede doch! würdest Du nicht da mit bitteren Tränen im funkelnden Auge schauen können am „heiteren Himmel zu dem des Nordes Stern."

Ich habe letzthin, lieber Guter, und mit inbrünstiger Andacht Deine Gesundheit getrunken. Es war bei der Sander. Sie trank sie mir zuerst zu. Glaubest auch Du an diese Gebete im Weine? Heilig sind sie mir und heilig das Blut der Reben. Besoffen sein ist ein viehischer Zustand, ein göttlicher aber berauschet sein, und ich weiß ihn zu genießen.

Ich bin oft bei der Sander, trinke oft in

ihrem Hause. Sie ist ein wundersames göttliches Wesen, wie alle Weiber, die ich gekannt und die mich angezogen haben. Und sie ganz nach ihrer Weise. Daß sie unglücklich ist, erträgt sie mit Ironie und hat ihr wohl einige Bitterkeit gegeben; aber ich glaube sie natürlich und bei hohen Gaben, die einen Deutschen fesseln können, hat sie alle die, welche einen Franzosen anziehen können. Verstehst Du mich? Man kann bei ihr über das Schreckliche scherzen und lachen und es recht tief fühlen, daß es schrecklich sei. Doch nicht ich liebe sie, aber wie sehr ich sie schätze, habe ich Dir gesagt, und ich glaube, daß auch sie mich schätzet. Sie sehe ich am mehrsten.

Meine Augusta habe ich Dir wohl schon gemalt als eine Sehnsuchtsblume, die da zum blauen Äther aufstrebet und durch einen schwachen Stiel an der Erde festgebunden ist und der Stiel verdorrt und sie selber welkt. Sie ist unter ihren Geschwistern, unter ihren Cousinen, unter ihren wenigen Bekannten ganz allein und das ist ein schreckliches Wort.

Die innig verehrte Cohen sehe ich weniger als ich möchte, ich finde sie selten zu Hause. Ich schreibe viel an meine Schwester[1]) und sie mir wenig. Also, vielgeliebter Bruder, vergehen mir hier die Stunden und ich bin weniger fleißig als ich wollte und sollte. Dennoch wird Homer gelesen, aber noch nicht ohne Hilfe und es geht langsamen, zögernden Schrittes. — Ich werde mich entschließen, den Grünen[2]) auf die Post zu geben; welche vernünftige Seele würde sich anitzo entschließen können nach Paris zu reisen in diesem freudenlosen Winter. Dann erhältst Du zwei Exemplare von Paris aus geschickt, Du wirst ihn lesen und dann mir lange schreiben.

Mich schaudert es ein Land nur zu betreten, wo ich mich ernst und ganz in mir selber verschließen werde müssen, auf daß ich nicht dort den verschrieenen Namen eines Jakobiners, dort eines Aristokraten, dort eines Gottesläugners,

---

[1]) Nach Vs. Notiz: Ceres.

[2]) „Der Musenalmanach", so wegen seines grünen Umschlages genannt.

dort eines Bigotten, überall fast eines Verworfenen zuziehe und vielleicht die Teuren kränke oder ihren Abscheu im Widerstreite auf mich lade.... Und dennoch, — dennoch ist in mir ein Sehnen nach diesem Lande und ich werde ihn anno 6 nach der Revue wieder betreten.... Furcht wohnt in meinem Herzen, Teurer, Guter, und die Entschließung zu sehen, ehe ich entscheide, wenn meiner die Entscheidung sein soll. Komme ich aber nach Frankreich, so muß es anders unter uns gehalten werden als unter Koreff und Dir, wir müssen lange zusammen sein, die wir immer zusammen sind. Einige Wochen werde ich suchen bei Dir zu sein, am Ufer des alten heiligen Okeanos. Einige Monate sollst Du aber mit mir sein bei meinen Eltern, bei meiner Schwester vielleicht.... Dinge, mein Guter, die zwei Jahre Bedenkfrist haben, die aber mein heftigster Wunsch jetzt schon herbeizieht, auf daß ich mich bei Dir träume.

[Neue Sehnsuchtsversicherungen; über Lafoyes Major, Neumanns Unzufriedenheit mit Klap-

roth, Heimanns Schwanken, ob er das Judentum verlassen solle.]

An Niemanden schreiben fließet so leicht meine Feder als an Dich. Das Herz macht es, an das ich Dich drücke, ernst und heiß.

In Ewigkeit

Dein

Adelbert.

Zwischen diesem und dem vorigen Briefe sind einige Briefe bei Hitzig gedruckt, teils an Lafoye gerichtet, teils mit Notizen über ihn gefüllt. Sie geben Rechenschaft von den griechischen Studien des Briefschreibers, enthalten Nachrichten von dem Adressaten, daß er den Abschied als Offizier genommen, in Caën Medizin zu studieren angefangen habe, aber Berlin nicht vergessen könne. Die bisher veröffentlichten Briefe waren auch warm und herzlich, aber nicht von so überquellender Zärtlichkeit wie der vorstehende. Man mag über die Phantasie des innigen Zusammenlebens lächeln: es sind romantische Vorstellungen und Aus-

malungen, wie man sie damals in den Kreisen jugendlicher Dichter: Justinus Kerner, Assing u. a. häufig antrifft. Frivole Nebengedanken lagen dem jugendlichen Schwärmer, der freilich über die hohe Zeit des Schwärmens hinaus war, gänzlich fern. Der hier geäußerte Plan, nach Frankreich zu gehen, wurde 1806 ausgeführt. Chamisso traf jedoch seine Eltern, die er zu begrüßen gehofft hatte, nicht mehr lebend an. Von den Persönlichkeiten unsres Schreibens war früher schon die Rede, mit Ausnahme von Frau Sophie Sander (vgl. oben S. 38 A. 2). Sie war die Frau des „dicken" Buchhändlers J. D. Sander, eine geistig bewegliche Dame, mit sehr weitem Herzen. Sie hatte Goethe an sich zu locken gesucht; da dies nicht gelang, begnügte sie sich mit den jungen Romantikern, denen sie, nicht eben zur Freude ihres Gatten, ihr Haus weit öffnete. Man trank nicht nur bei ihr; ganz Bevorzugte wurden ihre Hausgenossen, wie der schon erwähnte Franz Theremin, von dessen Liebeshändeln Varnhagen in den Denkwürdigkeiten einen recht eingehenden Bericht

gibt. Sie waren damals aber so sehr Stadtgespräch, daß Theremin bei der ersten Kunde der Schlacht von Jena ausgerufen haben soll: „Ach, das Gerede ist ja nur gemacht, damit sie in der Kolonie von etwas andres zu reden haben als von mir und der Sander."

Chamisso, wenn er auch seinem Freunde keine direkte Konkurrenz machen wollte, schwärmte doch ein wenig auch für diese Egeria und richtete ein (bisher ungedrucktes) Sonett an sie, das Varnhagens ganzen Beifall fand.

An Sofie Sander.

Als zu den Trümmern, daß ich sie betrachte,
Deß Glückes, dessen Kränze sich mir woben,
Ich um mich her den düstern Blick erhoben,
Und zu den Opfern, die dem Tod ich brachte,
Zu Schmerzens Stürmen mir das Herz erwachte,
Daß ich in Zorneswahnsinn mußte toben,
Daß Wut ich weinte, bald zur Welt gehoben,
Und bald mich selbst mit grimm'gen Hohn verlachte.
Wohl wußt ich, deren Blick ob er mir schiene,
Ins wogende Gemüte Ruhe brächte,
Und Wehmutslächeln würde mir erfunkeln,

Doch unaufhaltsam ohne Hort und Sühne
Reißt es mich tief und tiefer in die Nächte,
Die alle Lebens Lichte mir umdunkeln.

Ist es zum 4. Grünen etwas — aber über dem 4ten vergeßt nicht den 3ten.

Auf diese Sendung antwortete Varnhagen an Chamisso 3. Dez. 1805 in folgender auch sonst bemerkenswerten Stelle:

„Dein Sonett an Sophie S. halte ich, wie Du selbst, für sehr gelungen; ich möchte gern sagen, es ist von Theremin, aber es ist von Dir, von Dir unverkennbar; aber doch schwebt es in Äther wie manches Therminsche Sonett; verstehe mich, in der Reinheit der Wendung, mein ich besonders. Fahre fort zu dichten! Wir müssen es wirklich mit der Zeit ins Große treiben. Mich hat der Achim von Arnim durch seinen Hollin, Ariel, besonders aber durch seinen Anhang über Volkslieder so mächtig ergriffen, wie lange nichts, eine Riesenkraft und göttliche Bewegung!“

Solche zarten Neigungen durften jedoch von unserm Dichter nur nebenbei gehegt werden:

er war der erklärte Verlobte der Ceres, wie der von ihr, wie es scheint in Königsberg geschriebene Brief lehrt, der den zweiten Abschnitt des folgenden Briefes bildet:

Mai 1805.

Ceres quittera la maison où elle est et donnera chez elle des leçons à des jeunes personnes; elle aura une portion déterminée de son temps de libre pour elle et son fils qui est elle-même. Elle aura son liberté entière et son orgueil ne pourra être lézé. Elle me fait part de ce plan arrêté et ajoute[1]).

„Ah! s'il plaisait au Roi de Prusse de t'envoyer en garnison pour quelque temps à K., combien je l'aimerais davantage. Ne te fâche pas d'une si méchante idée, car je me suis déjà reproché de l'avoir conçue. Qui n'a pas ses moments de faiblesse? Cependant crois bien, que l'égoisme n'est pas le plus grand de mes défauts. Si je me

[1]) Bis hierher Brief Chamissos, der einzige Fall, daß er seinem Freunde in der Muttersprache schrieb.

suis arrêté quelquefois avec délice à contempler l'image du bonheur, dont je jouirais près de toi (car je ne saurais manquer dans ta société de devenir meilleure, ce que je souhaite avec ardeur), ordinairement mes voeux sont tout entiers pour toi, je m'oublie souvent à un point, dont tout autre que toi pourrait être étonné, les temps de dévouement n'étant plus de mode."

Diese Worte, lieber Adelph[1]), haben mich sehr bewegt. Wie ich sie gelesen hatte, ergriffen mich Ahnungsträume und seltsamen Bilder stiegen auf; mich selber däuchte es mich zu sehen, wie, nicht nicht mehr von meiner jetzigen engenden Tracht bezwungen, ich dort süßere Titel mir errungen hatte und in der florierenden Erziehungsanstalt ein Hausherr geworden war. — Dem sei es nun wie es wolle, sagen muß ich es Dir, ich glaube ihr geantwortet zu haben, wie einer, den diese Träume, die er doch nicht aussprechen mag, befallen hatten . . .

[Teilt mit, daß Neumann mit Varnhagen

[1]) Griechisches Wort = Bruder.

in Hamburg sei und daß beide den festen Plan gefaßt hätten, zu studieren.]

Ich habe nun selbst die Rekruten und die Landskinder am Halse . . . Unser sehr gnädiger Landesherr hat für angenehm gefunden, unsere Tracht wiederum zu umgießen; seit acht Jahren, daß er auf nichts anderes sinnet und denket, ist der Mann doch noch nicht damit zustande gekommen.

Längere Zeit später. — Seit dieser Ewigkeit kein Wort von Ceres und ihr hab ich zwei Male geschrieben, nur durch . . . Henriette hat sie mir sagen lassen, daß ihre Schwester [Césarine hat Varnhagen dazu geschrieben] sich nun verheiratete, daß ihr Verfolger itzt entfernt sei, daß ihre Familie sie mit Macht zurückriefe in ein Vaterland, das sie nun sicher bewohnen könnte, daß sie aber bliebe und ihre Entschließung angekündigt habe — seltsames Geschöpf! [Koreffs Vater sei gestorben; L's. Bücher würden nach Frankreich geschickt.]

Ich bin nun gestört worden und habe an keinen geschrieben als an Dich und das wie!

Eine Unendlichkeit von Dingen hatte ich Dir zu sagen und Dich zu fragen, und nun bin ich ganz aus dem Kontext. — Schiller ist tot. Goethe böse krank.[1]) Fichte in Erlangen bei der Universität, nachdem er nicht von der Akademie hier, wo Hufeland sein Mäcen war und aus Großmut ihn Kotzebue protegierte, ist aufgenommen worden. Theremin muß zur Stunde auf dem Wege nach Paris sein.

[Notizen über Hitzig, v. Raumer, Neumann und Klaproth, ähnlich wie in den von Hitzig gedruckten Briefen.]

Augusta seh ich selten, Maschinka habe ich wiedergesehen, mit heiterer Zuneigung und beide, mich deucht's, den Scherz als Scherz verstehend.

Grünling [der Almanach] der 3. schwillt und verspricht das Beste; aber ich tue, so sehr ich es auch wünschte, selbst nichts für ihn und die Dichtungsader scheint versiegt. Ich habe immer nur mein Leben gesungen und lebe jetzt nicht.

---

[1]) Vgl. unten im Text.

Ich umarme Dich, drücke Dich an mein Herz — mein Adelph, und sage Dir das geheime Wort des Grußes: τὸ τοῦ πόλου ἄστρον. Glückauf ist der Gruß der Bergwerker, der mir auch sehr gefällt. Ein Bergwerker ist jetzt mein sehr intimer Freund geworden, aber auch der Deine und Du selbst kennst ihn: Der so schlecht aussehende Riedel, der einmal uns bei unserm Koreff fand ... Bei den gelehrten Nachrichten hat gefehlt, daß Gall aus Wien seine Faxen hier getrieben hat mit ungeheurem Zulaufe von Zuschauern, und seine Begaffer waren die, die es auch von Fichte gewesen. Dem Volke gilt mein Champagnisches Refrain-Wort: tout d' même. Ich selber habe nur hospitiert bei ihm. In Paris will ich Maurer werden.

Eine seltsame Erscheinung des Geistes ist Rale, Roberts Schwester, die ich nun oft sehe.

Selmar wird nun seine Nase polsterwärts tragen müssen.

Gar mancherlei Persönlichkeiten treten uns in diesem Briefe entgegen: Rale ist die be-

rühmte Rahel, die Schwester jenes früher genannten Mitarbeiters am Almanach, Ludwig Robert; Selmar = Karl Gustav v. Brinckmann, der schwedische Diplomat und deutsche Dichter, auf dessen Nase Chamisso manche Scherzgedichte machte, die in neuerer Zeit veröffentlicht worden sind. — Schillers Tod (9. Mai) und die dieser schweren Zeit angehörende schwere Erkrankung Goethes nötigt, den undatierten Brief in den Mai 1805 zu verlegen. Über die in dem Schreiben erwähnten Vorlesungen des Schädellehrers Gall 1804 und über des Philosophen Fichte Ablehnung seitens der Akademie darf ich wohl auf mein Werk: Berlins geistiges Leben Band II verweisen; über das letztere Faktum hat A. Harnack in seiner Geschichte der Akademie manches aus den Akten mitgeteilt.

Zwei Persönlichkeiten erscheinen hier neu. Bei v. Raumer möchte man an Friedrich v. Raumer denken, den später so bekannt gewordenen Historiker, der 1804 als Kriegsrat nach Berlin gekommen und wohl durch Joh. v. Müller mit Chamisso in Beziehung getreten war, doch könnte es auch

Karl v. Raumer sein, den Chamisso in andren Briefen als Mitarbeiter am Almanach erwähnt. Riedel, sonst nicht bekannt, vermutlich ein Sohn des Berliner Geh. Baurats K. L. Riedel. — Seine Absicht, Freimaurer zu werden, sprach Chamisso auch in manchen gedruckten Briefen aus.

Gleichfalls in das Frühjahr, spätestens in den Sommeranfang 1805 gehört nachfolgender Brief. Bei dem ersten Druck rückte ich ihn, nicht ohne ein Fragezeichen dazu zu setzen, in den Herbst 1805, da ich die Reise der Ceres als ihre Rückkehr nach Paris deutete; es ist aber richtiger, sie als die schon angeführte Reise nach Königsberg aufzufassen. Für diese Datierung spricht der ruhige Ton des Briefes, der im Herbst 1805, bei der nahe bevorstehenden Marschorder nicht gut erklärlich ist; daß der Brief aber nicht früher, etwa in den Herbst 1804 verlegt werden kann, geht daraus hervor, daß hier die Auflösung des Verhältnisses zu Augusta erzählt wird, dessen Beginn erst im Jan. 1805 berichtet war.

Du bedarfst auch wohl meiner Briefe und ich — ich muß heute an Dich schreiben. Denn Kummer nagt und Langeweile lastet und ich sehne mich nach dem Freunde, nach Dir, und habe niemand, so rein niemand. Die Stube ist so öde, so leer, so dunkel!

Siehe, mein Verhältnis zu Augusta war (ich sag' es Dir) so ruhig klar, so tröstend, so schön, so rein wie der Strahl des Sternes und nun, Louis, nun muß das aufgehoben werden und warum aufgehoben? Warum? — Sowie die Parole ausgegeben war, ging ich auch zu ihr, ich lehrte sie Französisch, die Lehrstunde war ernst, und Lehrer und Lehrling heiter. Dann lasen wir gemeinsam, sprachen von der Dichtung und der Welt und dem Menschen und solcherlei Weise kam die Stunde des Mittagsmahls, das ich dort zu genießen mir nach und nach angewöhnt hatte. Dann, wenn es schön war, gingen wir wohl manche Meile auf und ab im engen Gange des kleinen Blumengartens spazieren, bis die Sterne zu funkeln anfingen und waren frei und traulich

wie die Frühlingsluft und auch wie die Blütenwelt des Frühlings entwarfen wir für die nächste Zukunft Pläne eines gemeinsamen ernsten Fleißes, der Früchte trüge. — Julius ging seiner Wege und ließ sich nicht sehen, der alte Vater aber nur beim Essen — und da unterhielt ich mich mit ihm von der Welt, in der er forscht, der analytischen Chemie (die ich auch diesen Winter bei ihm höre) und wartete übrigens ungestört meiner Blume, der schon halb geknickten Sehnsuchtsblume, die mir Augusta scheint zu sein. Ich war ohne böse Ahndung, genoß ohne mich zu wundern des doch wohl seltsamen Verhältnisses . . . So war es denn einige Zeit hingegangen. Vorgestern nun (des Morgens war er, der „allgemeine Verhöhnungskünstler", den doch ein Nichts aus seiner Haut jagen kann, wegen eines geborgten Buches gegen mich sehr ergrimmt gewesen) fand ich abends einen Brief von Julius zu Hause, darin er mir, zwar sehr freundschaftlich vermelden tut, daß sein Vater, der regen Verläumdung wegen, es wünschte, daß ich seine Schwester seltener

besuchte. Da antwortete ich dann mit dem Morgen, was zu antworten war, doch käm ich noch itzt, um mich des zu erteilenden Unterrichts los zu sagen. — Ich fand sie sehr niedergeschlagen, ihr Vater hatte auch mit ihr gesprochen, Tränen perlten in ihren Augen; wir waren beide stumm; sie frug mich, ob auch ich scheue das Gerede der Welt? Ich sagte nach meiner Art: ihr Ruf sei ihr ein köstliches Kleinod und sie sei schuldig, der Gemeinheit ein Opfer zu bringen, wie ich ihr selbst, der so teuer Geschätzten, eines bringen würde. Sie nannte dies eine edle Rache von Julius. Ich stimmte ihr nicht bei. Sie sagte, sie könne es ihm freilich nicht beweisen. Wir waren stumm und wechselten Blicke; ihre Tränen rollten längs ihrer Wangen, sie reichte mir heftig ihre Hand, die ich auch heftig an meine Lippen preßte, und so war ich über eine Schwelle, die ich, Gott weiß wie und als was wieder betreten werde, denn ich werde sie noch wenigstens alle Woche einmal sehen. Aber, Lieber, seither sehe ich nichts als jene Tränen, die sie mir

geweint hat und mir mangelt nichts als sie und alles.

Maschinka hab ich in Berlin noch nur ein einzigesmal gesehen, noch unter dem alten Verhältnisse, aber ihr liebliches Bild schwebt mir sehr verblaßt in meiner Erinnerung; das Obengesagte wird es Dir glaubhaft machen.

Ceres ist abgereist[1]), das sonderbare, unbegriffen schöne Wesen! Wie liebevoll sie sich mir zeigte vor ihrer Abreise. Auch Du nimmst wohl Anteil an ihr; lasset uns also uns ein Weniges von ihr unterhalten. Ich trage nun am Finger, lieber Freund, einen Ring, den ich nie verlassen soll und wohl auch nie verlassen werde. Dies ist eine Gunst, die keiner so leicht von ihr erhalten wird und die sie nur auszeichnend verliehen; von ihren Haaren aber hat sie noch, obschon ungern, und zwar durch meine

---

[1]) Nach Königsberg, wie der vorige Brief vom Mai andeutete. Auf diese Stadt, nicht aber auf Paris läßt sich auch die „neue fremde Oede" beziehen, von der weiter unten die Rede ist.

Hand, dem Bing[1]) eine Locke gegeben; dieser ist ein älterer, gesetzter, grundguter Mann, der

[1]) In den sonstigen Briefen Chamissos und seiner Freunde war Bing nicht erwähnt. — Er läßt sich schwer identifizieren. Ich gebe aus des fleißigen Sammlers Landshuth Nachlaß folgende Notizen (die ich Hrn. San.-R. Neumann verdanke.) 1. Auerbachs Waisenhausberichte VI. 1839-Moritz Bing: aus d. Nachlaß des Verklärten durch d. Kamm.-Ger.-Assessor H. Bing 30 Thaler. 2. Familienregister: Israel Alexander Bing † 1730, Herz Israel Bing geb. 1729, † 13. XI. 1802, dessen Ehefrau Glückel † 1811. 2. XII. 3. Dr. med. Abraham Herz Bing geb. Berlin 1769, † 14. I. 18 ? verheiratet XI. 1801 mit Rechel, geb.? † 10. X. 1810, Tochter des Hirsch Samuel Bendix, Schwestertochter David Friedländers. 4. Herz Bing, geb. 14. IV. 1803, „jetzt" (d. h. in den 60er oder 70er Jahren des 19. Jahrh.), A. H. Bing, Geh. Justiz-R. und Kammergerichts-R. a. D., Schellingstr. 15. Der Letztere kann unmöglich gemeint sein, weil er zu jung ist; bei den Übrigen stört der Umstand, daß sie verheiratet waren, während der hier Gemeinte als unverheiratet angenommen werden muß. Diesen aus Akten und Leichensteinen entnommenen Notizen kann ich aus der Briefliteratur Folgendes hinzufügen: W. v. Humboldt an Henr. Herz, (undat. c. 1799?) Briefe v. Chamisso 2c., Leipzig 1867, I. 60: „Bing scheint mir ein zu unbedeutender Mensch, um auch mit aller Bosheit Ihnen viel schaden zu können." (Dies ist jedenfalls der in unserer Stelle Angedeutete.) Ist es aber auch der Arzt von Rahels Mutter, der Rahel-Varnhagen I, 58 (1808) erwähnt wird. II, 10 (1809). (Vielleicht derselbe wie oben Nr. 3.)

als Freund neben uns stand, der gewissermaßen zu der Dreieinheit gehörte, den sie sehr liebte. Doch mehr sagte sie mir, wenn ich da war; fehlte ich, so wußte sie weniger, was mit ihm anfangen und angeben. Es wäre eine Lust gewesen zu hören, wie, wenn wir zusammen waren, wir uns ungehindert sagten, wie sehr und welcherlei Weise wir uns lieb hatten. Er ist ein Mann von diesen, deren mir schon einige begegnet sind, denen es nur an der Gelegenheit gefehlt hat, sich zu einem höheren Standpunkt zu erheben und die, gerüstet mit den vortrefflichsten Anlagen, umengt von der niederbeugenden Erfahrung der Gemeinheit, sich nur vor Melancholie bewahren, indem sie sich an einem täuschenden Frohsinn festhalten, durch den sie die ekeln Bilder entfernen, ihrer eigenen Welt, der niedern der Erfahrung. Die Judenkinder hatten sie auch um Flechten von ihren Haaren gebeten, die Mägdlein nämlich; denen hat sie zu billigem Preis gekaufte unechte Ware gespendet; erborgten Glanz irgend eines bäurischen Schei-

tels. Eine Schnur von meinen Haaren trägt sie mit andächtiger Liebe, aber mein Bild habe ich, nachdem sie es lange getragen, zurücknehmen müssen; das andere kleine, das Du gesehen hast, hat sie und liebt sie, das hat behalten wollen. Ich habe ihr das letzte Geleit gegeben, sie ist vor anderthalb Wochen mit ihrem Cesar durch die fahrende ordinäre Post abgegangen. Ich erwarte nun Briefe von ihr und schreibe ihr heute zum zweiten Male, nenne sie Du, spreche ihr glühender von Liebe als ich fühle und möchte und bin in Verlegenheit, bis ich erst Briefe von ihr habe, wie ich die weiten Räume des weißen Papiers schwarz kriegen soll. Das liebevolle schöne Weib, lieber Louis, ist mir doch wahrhaft nur Schwester, und es muß dahin kommen, es wird auch dahin kommen, daß ich nur Bruder sei. Ich verlange mit Ungeduld nach ihren ersten Briefen. Es war Klugheit von ihr, daß ich ihr zuerst schreiben mußte, auf daß ich meinen eignen Ton angebe, nach dem sie ihre eigne Musik zu setzen wisse. Daß ein Weib sich doch immer Rückhalt vorbehält

und gänzliche Erschlossenheit fordert und zu erlisten strebt. Wie wenig doch im Grunde hat sie des schwesterlichen Vertrauens gegen mich gehabt, — ich weiß ihren Namen nicht! Nun ist die Arme verschlagen in eine neue fremde Öde, wo ihr nichts Befreundetes erscheinen wird, ich will ihr oft schreiben, recht oft!

[Schreibt von seiner Mittlersrolle in einem Liebesverhältnis der Frau S(ander) und einem andern und sendet Freundschaftsbeteuerungen.]

Ich mache bis itzt noch wenig, werde aber itzt, besonders nach dem im Anfang Gemeldeten mich fleißig auf etwas werfen, dies etwas wird wohl Homeros sein, und wenn sie irgend Gelegenheit findet, will Ceres ein Gleiches tun. Nebenher werde ich auch Fichtes Vorlesungen hören. Vor der Hand naht sich der Grünende einer fröhlichen Geburt und mache schon Jagd auf Gelegenheit, Euch den Gentleman zuzuschicken. Auch habe ich manches Gute gelesen, als den Novalis, den Du lesen müßtest: Seine Dichtungen sind Akkorde der Aeolsharfe, seine Rede lauteres Liebesfeuer. Auch den göttlichen

Merlin, von Friedrich Schlegel übersetzt, den ich Dir auf die Seele binde, in dem Originale kennen zu lernen, wenn Du nach Paris kommst. Französische Verse mache ich nicht mehr, dennoch verspreche ich Dir, des Meisters 1. Buch . . . anzusehen. Zu dichten ist mir überhaupt in dieser Epoche die Kraft erstorben.

[Verbessert Einzelheiten an den Versen des Freundes.]

Die hier erwähnten literarischen Gaben waren vor kurzem erschienen. Mit Novalis Schriften ist die zweite von Fr. Schlegel und L. Tieck edierte Ausgabe gemeint (Berlin 1805); unter „Merlin“ kann nur die Übersetzung der „Geschichte des Zauberers Merlin“ verstanden sein, die den ersten Band der „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters“ ausmacht, die aber, wenn sie auch den Namen Friedrich Schlegels trug, von Dorothea Schlegel und Helmina von Chezy herrührt. Was „des Meisters 1. Buch“ sein soll, ist nicht leicht zu sagen. Da es unmittelbar hinter „französischen

Versen“ steht, kann es Goethes „Wilhelm Meister“ nicht sein, da in dem ersten Buch dieses Romans keine Verse vorkommen; von einer geplanten Übersetzung des ganzen Romans ist keine Rede. Andrerseits läßt sich unter den französischen Poeten jener Zeit keiner nennen, den man schlechtweg als Meister bezeichnen könnte; doch ist es nicht bekannt, daß der Deutschfranzose zu jener Zeit daran dachte, in die Fußtapfen eines dichtenden Landsmannes zu treten.

Bevor Chamisso den folgenden Brief schrieb, erhielt er, wie er am 12. August an Varnhagen berichtete, von Lafoye ein Schreiben, aus dem er die Hoffnung schöpfte, bald mit jenem in ähnlicher Weise vereint zu sein, wie Varnhagen mit Neumann; aus dieser Verbindung entnahm er die schönsten Aussichten für die Zukunft. Doch wurde er teils durch seine Privat-, teils durch die öffentlichen Verhältnisse an die traurige Gegenwart erinnert, wie aus dem folgenden Schriftstück hervorgeht:

20. Sept. 1805.

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, Adelph, aber ich harrte auf eine wichtige Begebenheit meines Lebens; nun ist mir die vorübergerauscht und dann . . . Aber heute nur das nackte Gebälk der langen Erzählungen, die ich Dir schon oft angefangen und wieder zerrissen habe und die ich Dir endigen werde am Tage, wo ich mich an die Brust des Freundes werde werfen können, und vor ihm ausschütten, was ich habe, auf daß wir teilen.

Ceres war hier[1]); hier zu mir und ich habe ihr gesagt, wie ich um ihre Hand werben zu können, allein in der Welt [zu sein] wünschte, wie mich meine Familie in Frankreich verheiraten wolle; wie ich ihre Andeutungen erwiderte durch andere Andeutungen, daß ich dieses wohl gegen Vermuten selbst abweisen könnte, und man könnte vielleicht nicht frei mehr sein, dagegen sagte ich ihr, daß ich wohl glaubte, ein Recht zu haben, sie zu bitten, die Schleier

[1]) Nach der oben ausgesprochenen Vermutung also auf der Durchreise von Königsberg nach Frankreich.

zurückzuschlagen, in die sie sich auch gegen ihren Freund hüllte. Und das alles schien sie wohl gern zu vernehmen, nur über das Letztere sagte sie mir wie sonst: ich hätte ihre Geheimnisse, ich solle sie nicht verraten. Bestimmt wars, daß wir in Frankreich, wo sie ging, uns bald wieder sehen würden, gleichsam das Fernere zu besprechen. Ich speiste abends allein bei ihr in ihrem Kämmerlein, drückte heilige Küsse auf ihre Lippen. Den anderen Tag zeige ich ihr bei Ephraim, wo sie zu wohnen gegangen war, als Belege des Gesagten einen Brief Hippolyts, [Adelberts Bruder] der mir sagt ungefähr, daß durch Wege und Abwege, und wo ich auch von ihm abginge, und in Freuden und durch Leiden und durch Schuld er doch ewig mein Freund sei. Darauf zerreißt sie lächelnd das Band von meinen Haaren, das sie trägt und sagt mir, daß wir nun für immer getrennt seien, daß ich nie mehr ein Wort von ihr erfahren, nie ein Wort mehr an sie schreiben würde. Mit Mühe erfrage ich, daß sie in diesem Briefe liest, man hielte sie in meiner

Familie, sie kennend oder nicht für einen Anstoßstein der Plane, die man mit mir haben könne und sie wolle für keiner Eltern Sohn Verführerin gelten. Ich bleibe ihr ruhiger Freund, wenn sie auch in Fieber-Phantasien mir unverständlich hersagt. Endlich die anderen wenigen Tage neigt sie sich mehr und mehr zu mir, zeigt mir mehr und mehr Freundschaft, Liebe, Schmerz ihres Verlustes. Am Tage des Abschiedes endlich ist sie wieder die sie war und bittet mich um Briefe und will mir schreiben und mir Haare schicken und mich sehen in Frankreich. Und sie gehet unbekannt wie sie kam und sie läßt nur diese Adresse: poste restante. Nun brannte meine Seele nach Frankreich hin, wie nach der Sonne stets, der Leuchterin, der Mond. Und meine Eltern lassen an mich den Ruf ergehn alsbald zu ihnen zu eilen und — Fluch und Langeweile! Kriegsrüstungen erstehen und wir sind bestimmt in Provinzen-Garnisonen verlegt, uns — — abzuzählen, welche Schläge von anderen kräftigeren Händen fallen werden. Ich nage an meinem

armen Herzen, wie der Pelikan, um, die ich allein erzeuge, die dunklen Sorgen zu ernähren. Wut nur erschafft mir Lust und Erholung. Endlich, endlich wird es anders. Krieg soll es sein und auch wir gehen hinein, Krieg also, sei er wild und bezahle mir, was er mir alles raubt, in wenigen Tagen sollen wir ins Feld.

Karoline, das schöne Mägdlein, o mein lieber Freund, — welchem Jammer habe ich beigewohnt — ist in ihren ersten Wochen gestorben; wie anbetungswürdig ist die Cohen, dieses in seiner Demut herrliche Weib.

[Die Bücher würden bald folgen.]

Adelbert.

Die zuletzt erwähnte Angelegenheit, der Tod der Karoline Lehmann, die sich mit dem Komponisten Muzio Clementi verheiratet hatte, in ihrem ersten Wochenbette und die treue Pflege, die ihr Frau Cohen angedeihen ließ, wird auch in den gedruckten Episteln behandelt. Wichtig ist unser Schreiben besonders wegen der Schilderung der Stimmung, die den Offizier bei

den Kriegsaussichten erfüllt, die ihm zunächst keine Anwartschaft auf eine Teilnahme an großen Ereignissen eröffnen; ferner wegen des Abschnitts über Ceres. Sie zeigte sich immer wieder als die große Kokette, die trotz der bestimmten, übrigens sehr günstigen Heiratspläne für Adelbert, die dieser später zerstörte, den Freund nicht losließ, sondern nach zeitweiligem Schmollen ihn enger an sich zu ketten suchte.

Freilich war auch Chamisso nicht unbedingt treu, wenigstens schwärmte er ein wenig auf verbotenen Wegen.

Der folgende Brief, der letzte aus Berlin datierte, führt in die Stimmung ein, die vor dem Abmarsche der preußischen Truppen herrschte.

19. Oktober 1805.

Noch einmal will ichs versuchen, frei an Dich zu schreiben und mögen unsre Götter das Blatt bewahren.

Wie K. A. (Varnhagen) und W. N(eumann) in Hamburg erfuhren, daß ich auf dem Feld-

etat stand, machten sie sich eilends auf und besuchten mich . . .

Varnhagen habe ich gefunden ganz der er war, seine Briefe waren weiser geworden, er selbst schien es mir nicht zu sein, nicht wenigstens nach allen Richtungen. Seine rasende Eitelkeit ist nur gestiegen und mit Lust steigen machen sie die Weiber. Sie könnten ihn an der Freundschaft selbst freveln lassen, da wo sie ihn vergessen machten, daß er auch auf Freundschaft eitel ist. Auftritte der Art habe ich erlebt, Quälen ist die Neigung, der er sich ergibt, ewig Sticheln sein Spiel, das letzte Ziehen Bedürfnis seiner Eitelkeit. Nichts hemmte und das ärgste könnte geschehen. Empfindlichkeit ist eine Folge ihrer. Die ernsten Lehren des Geschehenen besserten ihn nicht. Aus einem Wettringen bei der Cohen wäre bald trotz unserem allseitigen Hemmen ein entsetzlicher Kampf entstanden. Ein Spiel war es nicht gewesen, ich bot ihm die Hand, er zog die seine zurück und saß starr. Später gingen wir Hand in Hand zu Hause und auch er hatte alles ver-

gessen. Quälen sagt ich, ist seine Neigung, auch können ihn Kinder und Frauen leidenschaftlich lieben. Denn, und vielleicht nach ihm, habe ich diese Theorie der Leidenschaft-Liebe entworfen. Quälen scheint mir der Liebe Quellen-Geheimnis zu sein. Sie quälen uns, die Weiber, die wir lieben und das, nach ihrer Natur, aus Instinkt, und wenn wir auf die Spur gekommen sind und sie aus Theorie quälen, dann auch haben wir sie. Die uns lieben, wie Ceres mich liebt, die mein Freund, die quälen sich selbst an uns. Zu Varnhagen zurück. Sein Umgang ist Männern schwer verträglich, auch läßt ihn seine Eitelkeit nicht bei wissenschaftlichen Diskussionen de bonne foi sein. Den guten Neumann, der in seinem Herzen faul ist, quält er zu Tod und ob er ihn auch liebet, entfernt er [ihn] von sich; auch ist Varnhagen kleinlich neugierig und Neumann aus Faulheit und Grundsatz verschwiegen. Eine freundschaftliche Trennung im Guten wäre vorzuziehen; die Cohen sogar wünscht sie, ich nicht. Varnhagen wird auf Universität ziehen, er ist

nicht tapfer, aber seiner Eitelkeit wird es schmeicheln, sich an dem Mann gemessen zu haben. Gott möge ihm die ersten Male ein derbes Lehrgeld abfordern, nicht etwa eine schmückende Ehrennarbe, aber etwa etwas mit Maßen Entstellendes. Was er selbst darüber spricht, ist eitles Schwätzen in den Wind, er spricht von Pistolen, um Gotteswillen von Pistolen, wie ich vom Zweigroschenbrote.

Heimann wird ein Kaufmann weiter nichts; der Sinn für Ideale, von denen er von Freunden gehört hat, stirbt ihm aus; gut, grundgut, golden ist er und hat Liebe im Leibe, aber er wird ein Kaufmann und ist jetzt nur ein fünfjähriges furchtsames Kind.

Die 2 Jungen haben mich mit ihrem genialischen Besuch wie Du es glauben kannst, bis zum Rausche gefreut. Sie haben fast 3 Wochen bei mir zugebracht, geschlafen wie im Lazarett, sind 3 Tage vor dem Ausmarsch abmarschiert.

Noch eins besorg' ich für sie: Varnhagen lebt von seinen Freunden, und Neumann selbst hat fast nichts; beider Leben

scheint mir etwas unbesorgt und hoch herzugehen. Josty wird nicht vorbeigegangen usw.

Von Koreff kein Sterbenswort. . . .

Und nun zu mir, mein guter Adelf, zu Deinem Freund, der viel verschmerzt hat, hat, ich bin nun ruhig und heiter und schreibe Dir mit aller Freiheit vom Bauer Hozle, wo wir am zweiten Tage einquartiert liegen. — Meine Eltern beriefen mich eben itzt meine Reise anzutreten, da ich, wie ich aus ihren Worten ersehe, die mir für die Zukunft Bestimmte diesen Winter hätte kennen gelernt. Andrerseits schreibt mir Ceres einen in Liebe schmelzenden Brief, innig und wahr und kunstlos, sie sagt mir, wie sie, von sie nicht verstehenden Menschen umgeben, für sie, für ihren Sohn sich hinweg von ihnen sehnt, wie sie den Wert der Deutschen einsehen lernt, für ihre Ruhe sich unter sie sehnet, wie aber sie mich noch sehen, noch sprechen will und mich in Paris, wo sie mich ruft, zu erwarten entschlossen sei, ehe sie ihr Schicksal bestimme. Dieses einzig nur ist ihr Brief und, Adelf, das ist der Augenblick, wo

ich hinziehn muß und wohin? — und ich kann weder in Zeit noch in Raum nichts berechnen. — Wohin? Erst hieß es, gegen die Russen und ich freute mich doch nach vollbrachtem Opfer in die Thätigkeit versetzt zu sein, die dem Manne ziemt. Aber nun, nun ist es vielleicht gegen das Vaterland. Ehre, Pflicht! Aber ist Ehre auch nicht Pflicht? Wär ich ein Franzos gewesen, wär ich von dieser gewichen. Ehre? Heischt aber die Ehre auch dieses? Hab ich anders handeln können, habe ich es gesollt? Ich weiß es nicht. Ich habe noch diesmal die Augen zugedrückt und bin, ob Schmerz, ob auch Abscheu fühlend, gefolgt. Adelf, wenn Dich die Soldaten nähmen und Dich der schwarze Genius mir entgegenführte, und die Schicksale vielleicht entscheidend unserer Nächte.

Von Schicksalen und Losewerfen will ich Dir ein Märchen erzählen. Ich war nach Potsdam geritten, um bei Itzig Abschied zu nehmen und sollte die Nacht zurückreiten. Spät war's geworden, Politik war das Hauptgespräch gewesen. Welche hatten gemeint, wir wären in

den Krieg gezogen worden, auf daß nur mehrere Feinde, durcheinander verraten, einer, Preußen etwa, geliefert werde. Andere anders, spät war es geworden und die Damen mittenein vom Schlafe überwältigt. Der Vorschlag wurde getan, der alle ermunterte, durch Karten-Wahrsagen, zur Feier des Abschieds, mir und den Königen das Los zu werfen. Keiner verstand die Kunst. Aus einem Tarockspiele, das herbeigeschafft worden war, lagen die sechs Karten auf dem Tische, welche wie folgt benannt worden waren: Coerbube Napoleon, Pickkönig Alexander, Pickbube Franz, Carodame Friedr. Wilhelm, der Hanswurst: ich selbst und endlich Coerdame, die man mir beigefügt hatte. Ich nahm die Karten in die Hand, mischte und alle schwiegen in der Erwartung. Ich that, wie es mich der Geist lehrte. Ich ergriff die oberste Karte und sprach: Kommt oben; ich warf sie um: Coerbube. Die Aufmerksamkeit war gespannt. Die unterste Karte liegt unten und fällt: der Hanswurst. Was soll die oberste?: Bezahlt die Zeche; umgeworfen: es war Coer-

dame. Was soll die unterste? zieht ruhig zu Hause; es war an die ich nicht mehr dachte: Carodame. Ich warf die zwei anderen auf den Tisch und sprach: Theilen mit. Alle schwiegen, ich umarmte sie, stieg auf mein Pferd, zu dem sie mich geführt hatten und spornte. Die Glocke schlug zwölf.

Gegen unsere französischen Armeen, die ich küssen möchte, die raschen, tapferen Jungen, die zu Fuße gehen, frei von Gepäck, auf nackter Erde im Froste schlafen und rasch sind, wie nicht Couriere hier zu Land, was sind wir, wir andern? Der König hatte uns aufgefordert, zu Fuße die Campagne zu machen, und hat uns den Betrag der Ersparnis lassen wollen; wir sind aufgestanden gegen ihn und, malgré mes dents, ich, der es, wie man nur etwas wünschen kann, wünschte, befreit zu werden der quälenden Last dieser Mähren und ποσσι πεποιτως (!), ich muß, muß sie haben, die mir das Blut der Seele an Geld aussaugen. Tische, Stühle, Betten und Bettstellen, ja Nachtstühle schleppen wir mit, schleppen uns

selbst unter Klagen kleine drei Meilen und fallen um. Auch herrscht vom Anfang an eine liebenswürdige Unordnung, welche mich erschreckt: Brot, Futter fehlt, Pferde werden vermißt. Ich habe nichts mitgenommen als Bollwerk gegen die unedle, verhaßte, erstarrende Kälte, 3 Decken, ein leichtes Koffer und mein Zelt anderthalb Zentner in Summa, worüber Viele die Hände über den Kopf zusammenschlagen wollen; aber daß Homeros, Buttmann und ein Schreibzeug mitgekommen sind, weißt Du nur so von selbst. Vor dem Ausmarsch haben sich 3 Compagniechefs (anderer Regimenter) ersäuft, erschossen und den Hals abgeschnitten.

Ist es schmerzhaft, so ist es doch schön und stolzerhebend und wiederum süß, die Besseren unter denen, die wir verlassen, an uns gekettet zu haben und bei der Trennung durch sie festzuhängen an jedem Orte, wo wir waren. Ich kann Dir nicht sagen, Adelf, wie dies Berlin, das ich schon eine Öde schalt und eine Wildnis, mir noch Theilnahme und wahre Freund-

schaft hat erblühen lassen. Von der Sander, der Cohen und anderen habe ich mit Thränen den Abschiedskuß empfangen, alle, die ich gekannt habe, alle überall haben mir Freundschaft bezeugt und ich habe keines Schuldners Gesicht gesehen. Mehrere haben mir Geld angeboten. Köstliche und auch nützliche Geschenke haben mir werthe Hände gereicht und also bin ich gezogen.

Die Nacht des Abmarsches haben mir Freunde Wein und Punsch ins Haus gebracht und wir haben sie durchschwärmt und durchjubelt. Beim Ausmarsche mich zu begrüßen zogen Männer und Frauen und Kinder hinaus. Dir jegliches herzuzählen kann ich nicht.

Der Grüne wird erscheinen, aber sehr spät. Ein Bogen war da.

[Meldet, daß die Bücher abgegangen seien, darunter mehreres von Goethe und Schiller; aus der neueren Lit. z. B. Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders von Wackenroder; Alarcos von Fr. Schlegel; Schleiermachers Reden.]

Armee des Herzogs von Braunschweig bei Hildesheim.

Daß dieser Brief, obwohl nicht mehr aus Berlin geschrieben, unter den Zeugnissen der Berliner Frühzeit erscheint, wird wohl niemand dem Herausgeber verargen. Das Schreiben ist kulturhistorisch gewiß das bedeutsamste. Es ist das erste, das aus den Zeiten des Feldzuges geschrieben ist. Zum eigentlichen Kriegsheere kam der Dichter nicht; er kam zu der Abteilung, die nach Hessen zog und später zur Besetzung Hannovers bestimmt wurde. Trotzdem fürchtete er, gegen seine Landsleute kämpfen zu müssen, und der ganze Schmerz darüber, der Unwille über die verlotterten Zustände der preußischen Armee, die Verweichlichung der Offiziere kommt in lebhafter Weise zum Ausdruck; in dieser Erregung begeht der Dichter noch weit mehr Verstöße gegen die Grammatik als sonst.

Notizen über Personen sind seltener als in den andern Briefen: Heimann (Ephraim) ist bereits früher genannt; Josty ist die schon da=

mals bekannte Konditorei. Höchst merkwürdig ist die Charakteristik Varnhagens. Sie ist gewiß im ganzen zutreffend, wenn es auch seltsam und bedenklich bleibt, daß sich Chamisso über einen Freund, dessen Besuch er so freudenvoll aufnahm und dem er unmittelbar vorher und nachher überschwengliche Freundschaftsversicherungen zusenden konnte, so schonungslos aussprach. Varnhagen, der diese Briefe vielleicht durch Lafoye erhielt, der seinerseits gewiß diese unliebenswürdigen Stellen nicht nochmals angesehen hatte, konnte unmöglich von dem Porträt, das von ihm entworfen wurde, sehr geschmeichelt sein. Er schrieb an den Rand zu den Worten: „Kampf entstanden“: „Wie mit Lippe, weil ich die Neckerei erwiderte, dem Reichsgrafen, dem Offizier; was sie mir thaten und sie doch nicht leiden wollten, darum soll ich im Unrecht sein?“ Und zu der Stelle, in der ihm ein entstellendes Zeichen aus dem Zweikampf gewünscht wurde, bemerkte er: „Ei, ei, Chamisso! Welch frommer Wunsch!“

Damit ist die Reihe der Briefe aus Cha-

missos Berliner Frühzeit zu Ende. Der wirkliche Literaturfreund wird sie, wie ich hoffe, freundlich willkommen heißen. Denn sie geben nicht bloß abgerissene Notizen über einen Menschen oder eine Zeit, sondern sie bieten ein so hübsches Bild einer Epoche, enthalten so wichtige Beiträge zur Charakteristik eines Lieblingsdichters der deutschen Nation, sind menschlich anmutend und literarisch bedeutsam, so daß sie eines guten Empfangs sicher sein sollten.

Die vorstehenden Briefe sollten, da sie an dieselbe Person gerichtet sind, also äußerlich zusammengehören, aber auch durch ihren Inhalt vereint sind, nicht voneinander getrennt werden. Doch sind noch einzelne Schriftstücke vorhanden, die teils aus der besprochenen Zeit stammen, teils mit den oben behandelten Gegenständen zusammenhängen, deren Mitteilung gerade an dieser Stelle nicht unerwünscht sein dürfe.

Inhaltlich in unmittelbarster Verbindung mit den oben abgedruckten Briefen steht das folgende Fragment, gleichfalls von Chamisso

an den französischen Herzensfreund gerichtet. Es ist nicht mehr aus Berlin geschrieben, sondern aus dem Felde, aber jedenfalls vor der Katastrophe, also noch Aug. oder Sept. 1806. Man erkennt daraus, daß jene sentimentale Freundschaftsstimmung, die fast etwas Weibliches, Chamissos sonstigem Wesen Fremdes an sich hat, nicht bloß in jener einen oben abgedruckten Stelle ausgedrückt wurde. Das Fragment lautet:

„Soviel teurer, guter, herrlicher, nie genug zu liebender Bruder, bevor ich zu der heißesten Freundschaftsumarmung kommen konnte. Lieber Mensch, Du bist, wie Neumann es gut sagt, ganz stille Kraft und kräftige Ruh — ich suche Dich und ranke mich mehr und mehr an Dich, in Dein prunkloses, ächtes, stilles Wesen auf, gediegenes Gold Du ohne Glanz . . Es bleibt dabei, wir sind die Zwillingsbrüder in unserer Familie und, bei Gott, ich freue und rühme mich deß. Guter Louis, ob manches uns beuget, erhebt uns doch das und stärket uns, viele der Guten in dem Zeitalter erkennen und lieben

uns. Mögen wir doch auch vielleicht die kommende Zeit im Werden sein ..."

Eine zweite Stelle führt etwas weiter zurück in die wirkliche Berliner Frühzeit:

In Varnhagens Stammbuch schrieb Chamisso (die Blätter liegen bei de la Foyes Briefen) ein Gedicht, dessen 9 letzte Zeilen dem Gedicht „Die jungen Dichter" (Almanach 1804, Hitzig 5 I, 27 A.) entsprechen, dessen Anfang so lautet:

Den niedern Ruf der Wirklichkeit verschlossen
Vereinen unsre Seelen sich, Regionen,
Wo Wert und Schönheit im Gesange sprossen
In ewig grüner Jugend zu bewohnen.
Von heitern Höhen nimmer zu entsteigen
Als in des flachen Lebens kalte Zonen
Der ewgen Blumen Samen hinzustreuen.

Auf die folgende Seite schrieb Chamisso:

Derjenige, an den viel zu entwickeln ist, wird später über die Welt und sich aufgeklärt.

Freunde können und müssen Geheimnisse

voreinander haben, sie sind einander doch kein Geheimnis.

Goethe.

Dein

Adelbert v. Chamisso.

Berlin, im July 1804.

Wenig später ist nachstehendes Briefchen Varnhagens an Neumann, 19. Sept. 1804:

„Einen schriftstellerischen Plan habe ich: nämlich mit Chamisso vielleicht in einem halben Jahr schon einen Band Fragmente herauszugeben, nämlich Ideen und Ansichten in der Manier der Schlegelschen nur deutlicher und umfassender, Poesie und Kritik als Hauptglieder betrachtet. Dazu solltest Du einen ansehnlichen Beitrag liefern. Ich habe nur einen guten Grund eigener Sachen, auch einiges von Chamisso, was ich aus seinen Gesprächen aufbehalten. Koreff gäbe uns gewiß vieles dazu. Überlege das mit Chamisso und hat es Eure Zustimmung, seid fleißig; ein ordentlicher Band müßte es schon werden. Novalis und Schlegel

würden in der Materie nicht als unfehlbare Meister dienen können."

Die eben mitgeteilte Nachricht war bisher unbekannt. Sie darf nicht als erster Ansatz zu den 1807 erschienenen „Erzählungen und Spielen" aufgefaßt werden, denn diese Sammlung, bedeutend später veröffentlicht, ist wesentlich andern Inhalts. Sie ist sehr bedeutsam. Sie gibt Kunde von der großen Verehrung, die Varnhagen dem gleichaltrigen Dichter zollte, die sich auch in einer bisher unbeachteten Stelle der „Nordischen Miscellen" kundgibt, der ich in meiner demnächst erscheinenden Chamisso-Biographie (Leipzig, Reclam) Aufnahme gewähre. Doch steht unsre Stelle ganz vereinzelt da; denn in den sonstigen Aufzeichnungen Varnhagens, sowohl den gedruckten, als den mir zugänglichen handschriftlichen ist von Gesprächen Chamissos nicht die Rede.

Die oben angeführte zu Hamburg erscheinende Zeitschrift, die „nordischen Miscellen," die, da sie bisher gänzlich unbeachtet geblieben ist, einmal näher beleuchtet zu werden verdient,

wurde von Varnhagen mit vielen Beiträgen bedacht u. a. dem, von dem im Folgenden die Rede ist.

Varnhagen an Neumann.

Anfang Dezember 1804.

„In die nordischen Miscellen habe ich einen literarischen Aufsatz hineingewettert, der hier allgemeines Aufsehen erregt hat. Man liest uns wohl gar und setzt uns in der Literatur als anerkannte Dichter auf feste Plätze.“

Am. 3. Dez. 1805 forderte Varnhagen den Freund zu Beiträgen für die nord. Miscellen auf. Am 10. schrieb er: „Darf ich Deine Lilienromanze[1]) mit Deinem Namen in die Nord. Miscellen einrücken lassen? Schlechte Gesellschaft! Indes komme doch zu Varnhagen, Neumann, Reinhold, Robert! sie liegen ja alle drin!“

---

[1]) Was mit der Lilienromanze gemeint wird, ist nicht klar; ein Beitrag Chamissos unter dessen Namen ist überhaupt in den Nord. Misc. nicht zu finden; also auch nicht die Lilienromanze.

Am 10. Jan. 1806 schrieb Varnhagen über dieselbe: „Ich hatte des Knaben Wunderhorn [1]) in den Nord. Misc. gut und herzlich angezeigt, der Freimütige hat sich über diese meine Anzeige hergemacht, jedoch sehr dumm: ich hatte mich nicht genannt, werde auch nichts antworten; Gott bewahre mich.“

Ein paar andre Stellen aus damaligen Briefen Varnhagens mögen, da sie über die literarische Tätigkeit der Genossen und ihre persönlichen Beziehungen Interessantes enthalten, hier folgen.

An Chamisso.

28. Febr. 1806.

„Unser Merkel ist da. Aber ja strenge Verschwiegenheit! Besonders fordere ich Dein

---

[1]) Varnhagens Besprechung des „Wunderhorns“ in den Nord. Misc. erschien im 1. Dez.-Heft 1805. Der Freymüthige vom 30. Dez. Nr. 261 brachte eine Hamburger Korr. vom 16., in dem der Herausgeber aufgefordert wurde, seine Meinung über das „Wunderhorn“ zu sagen und wo die von V. mitgeteilten Proben ronisch behandelt werden.

Ehrenwort (nicht wegen meiner) für die Variationen, sie sind von mir, auch die erste, verstehst Du.[1])"

An denselben.

26. Mai 1806.

„Arnim, den ich bald bei Reichardt sehn soll, gibt vielleicht auch etwas" [für den 4. Almanach.]

Ein 4. Jahrgang des Almanachs ist bekanntlich nicht erschienen. Mit „Merkel" ist die satirische Schrift: Testimonia Auctorum de Merkelio, das ist: Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel. Kölln bei Peter Hammer 1806 gemeint. Die Variationen über das Thema: „Sei stets Dein und anderer Plage, Ärgerlich beim Großen, Rechten, Huldige dem Platten, Schlechten — Merk' Elender, was ich sage" stehen das. S. 45—48.

---

[1]) An den Rand hat Varnh. später geschrieben: Von Bernhardi.

In dem Hauptstücke dieses Kapitels ist von jener rätselhaften Französin die Rede gewesen, die Chamissos jugendliches Herz entflammte und ihm neben kurzen Glücksmomenten lange Zeiten herber Qual bereitete. Nun stellt man es gewöhnlich so dar, daß mit dem Erscheinen Chamissos in Frankreich das seltsame Verhältnis zu Ende gewesen sei; das ist aber durchaus nicht der Fall. Zum Zeugnis dafür dienen die folgenden drei Briefe. Der erste ist zwar vor dem Pariser Aufenthalte, aber ein Jahr nach dem letzten oben mitgeteilten Schriftstück entstanden, die beiden andren stammen aus der Pariser Zeit. Sie bekunden, daß das Versteckspiel, das Ceres mit dem „Bruder“ trieb, fortdauerte und daß der getreue de la Foye in dem Weiterbestehen des Verhältnisses die schlimmste Gefahr für den Freund sah. Sie lauten:

Chamisso an de la Foye.

Hameln, 9. Okt. 1806.

[Schickt die Abschrift eines Briefes der Ceres 16. Aug.]

„Wie beantwortet man einen solchen Brief, Adelf? — Also beantwortet man einen solchen Brief: höre du. Ich habe zu ihr gesagt: Du hast recht gethan, selbst Dein Los der Entscheidung zu fällen, sonder früherem anderweitigem Berathen; so das Wort, das Du gesagt hast, ja geheißen ist es gut und Glückauf!, so es nein geheißen, sprech ich nur zu Dir: hast Du nicht eines Andern sein wollen und begehrest doch einen Freund zu Deinem Glücke, so nimm mich, werde von Stunde an mein durch das Wort. Was die Gewitter, die uns scheiden, auch drohen, vorüber müssen sie ziehen und dann eil ich zu Dir, haben wir doch erfahren, wir wären Leute von Kraft und Ausdauer. Lasse uns heute vermählt sein.

Ich weiß von ihr nichts als das was wir zusammen wußten und ihre lokale Adresse in Paris bei ihrem Vater: Rue Verneuil usw., welche sie mir sie zu besuchen gegeben hat und die ich nicht schriftlich gebrauchen darf, schriftlich poste restante . . . Daß ihr Wort nein geheißen, scheint mir am Tage. Über das fernere:

Gottes Rath; ich vermuthe nur so, daß es an dem sogenannten Besten, dem Gelde beiderseits, fehlen wird, und es, was ich enden wollte, und vielleicht auch am ungeschicktesten am Ende mit ausgesprochen habe, in das alte Vielleicht und ungewisse unbestimmte Wesen zurückfallen wird, etwa ein: „Laß mich ewig unglücklich sein, fodre von einer andern das Dir schuldige Glück.“ Andererseits, mein Guter, dringen die von der Familie sehr in mich und es scheint wohl, daß etwas Bestimmtes da sei für eine Heirath, wo es nur an meiner Wenigkeit fehlt, welche hier auf Wache zieht, pour le roi de Prusse . . . Ich indes bin in einer Ruhe der Seele und Ertödtung alles Begehrens fest gesetzet, die mich selbst lachen macht.

Chamisso an de la Foye.

Paris, 6. Jan.[1]) 1807.

A propos Ceres. Nun ja, die ist hin — nun was denn mehr? Ach ja! hätt' ich es doch

---

[1]) Varnhagen hat falsch: Juni gelesen und dies dazu geschrieben.

bald vergessen. Ich suchte sie unter ihrer Adresse rue Verneuil auf und fand sie. Ich drang in sie, meine Hand anzunehmen und sie schlug sie einzig und allein meinetwegen aus, denn sonst hätte sie sich nichts Besseres gewünscht. Ein Mehreres habe ich nicht heraus foltern können. Übrigens bin ich der sämtlichen Familie, Vater, bei dem sie logiert und die Wirtschaft führt: Barois, capitaine de génie du conseil de la guerre; soeurs: 1. Césarine Vafflar artiste, élève de Renaud, 2. Julie. 3. Isabelle Pollet; lauter liebe, gute Leute als der Bruder, der berlinische Bekannte Adelbert v. Chamisso präsentiert worden und dabei bleibt's. Bruder rühm ich mich zu sein und rühmen mich alle Leute — wer ihr Mann und welche ihre sonstigen Verhältnisse, was kümmert's mich weiter — ich weiß wenigstens keine Silbe weiter.

Meine Alternativen sind die vorher zu ersehenden: entweder zu Meaux verheiratet oder zu Paris auf einer Bibliothek durch Koreffs Vermittlung angestellt oder endlich nach dem

lieben Deutschland zurück und den deutschen Freunden. Theremin läßt Dich herzlich grüßen. Von Varnhagen kein Sterbenswort, er ist nach Halle zurückgekehrt, ist, sagt Theremin, ein äußerst gelehrter Mann geworden.

De la Foye an Varnhagen.

Gießen, 21. 2. 1807.[1])

[Schreibt, er wäre nur eine Nacht mit Chamisso zusammengewesen. In Paris? oder wo sonst?]

Chamisso ist beglückt. Seine Familie braucht ihn nicht. Eine thörichte und übel ausgelegte Liebe hält ihn nur dort, treibt ihn etwas anzufangen, oh, sei Du sein Schutzengel. Nur müßtet ihr erst auf seine eigene Sicherheit denken, denn Du kennst seine Lage und jede Unbesonnenheit könnte ihm äußerst gefährlich sein.

Die beiden letzten Stellen erscheinen mir sehr merkwürdig. Die Namen des Vaters

---

[1]) De la Foye war damals als Sekretär des Kriegskommissärs in Deutschland.

und der Geschwister der Französin waren bisher unbekannt. Die „törichte und unüberlegte“ Liebe kann, meiner Überzeugung nach, auf niemanden anders, als auf Ceres bezogen werden, man erkennt aus dieser Äußerung, wie ungünstig der Eingeweihteste das Verhältnis und dessen ewiges Hinschleppen betrachtete. Es war ein Segen für Chamisso, daß nach seiner Entfernung aus Frankreich Ceres aus seiner Lebensbahn verschwand.

III.

Die Versuche und Hindernisse Karls.

In Goedekes Grundriß VI, 187 heißt es (unter W. Neumann) „Die Versuche und Hindernisse Karls. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit. Erster Teil. Berlin und Leipzig. [Georg Reimer] 1808.“ —

Die übrigen Stellen, auf die unmittelbar nach dieser Angabe verwiesen wird, besagen, daß der Roman eine Nachahmung Wilhelm Meisters ist und nennen Fouqué und Varnhagen als Mitverfasser.

In diesen Notizen kommt also Chamisso gar nicht vor, so daß kein Grund vorhanden zu sein scheint, in einem diesem Dichter gewidmeten

Buche von dem Roman zu handeln. Indessen war aus der schon oft angeführten Hitzigschen Biographie Chamissos bekannt, daß der Letztere Anteil hatte; die aus jenem Werke und aus Varnhagens Denkwürdigkeiten in Betracht kommenden Stellen hatte Walzel[1]) zusammengestellt. Varnhagens Erzählung lautet im Wesentlichen folgendermaßen:

Durch Jean Pauls Flegeljahre veranlaßt, beschlossen W. Neumann und Varnhagen einen Roman zu schreiben. „Kein Plan wurde verabredet, als der, die neueste Zeit und deutsche Verhältnisse zu behandeln, die äußere Gleichmäßigkeit zu beachten und mögliche Einheit zu suchen, im übrigen aber nach Kräften einander entgegenzuarbeiten. Ich schrieb flugs das erste Capitel, Neumann eben so rasch das zweite, so ging es mit dem dritten und folgenden weiter, und wir hielten uns mit widerstreitenden Richtungen, mit störenden

---

[1]) Chamissos Werke, Deutsche Nat.-Lit., Bd. 148, S. XXXVI fg. Anm.

Wendungen und absichtlich bereiteten Schwierigkeiten so treulich Wort, daß eine Reihe von mehr als zehn Capiteln sich in größter Spannung und ganz besonderen, dieser Entstehungsart zu verdankenden Reize darstellte, wir uns aber auch so verfahren hatten, daß wir kaum noch hofften, ohne Gefährde des auch äußerlichsten Zusammenhangs weiterzukommen. Nun griff von Nennhausen her noch Fouqué, dem ich davon geschrieben hatte, als dritter Theilnehmer bereitwillig ein, und löste durch ein hübsches Capitel den Knoten, den er sofort aber wieder schürzte. Das auf diese Weise vermehrte Manuskript gab auch uns neuen Sporn, und so rückte der Roman, bei nicht gerade regelmäßigem Wechsel der Ausarbeitung, endlich bis zu einem vollständigen ersten Bande vor, unter tausend geselligen Erheiterungen, die durch wiederholtes Vorlesen und Besprechen des Fertigen, durch eifriges Ersinnen des Künftigen, durch zahllose Anspielungen, Ironieen, kleine Ränke und Frevel der Abfassung, sowie durch hunderterlei Beziehungen des Tages, die sich an solche Thätig=

keit anknüpften, für uns und unsern engern Kreis eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens wurden. Außerdem, daß wir uns selbst und andre lebende Personen, mehr oder minder deutlich, und nicht gerade geschmeichelt, darin abgebildet hatten, war dem Buche, hauptsächlich durch Neumanns Einfall und Talent, noch ein besondrer Gewinn der wirksamsten Figuren geworden. Gleich im zweiten Capitel parodirte er vortrefflich des Geschichtsschreibers Johann von Müller schwungvollen und knappen Stil, dann kam Jean Paul Richter in komischem Abbild, ich brachte ein solches von Johann Heinrich Voß in schwerfälligsten Hexametern aus, endlich ließen wir gar, die Wanderjahre Wilhelm Meisters vorwegnehmend, diesen Helden mit dem Markese umherreisen und gar üble Begegnisse erleben; später zogen wir die Vorfälle des letzten Krieges herbei, wo denn einige Deutschheit und einiges Preußenthum mit einfloß, und wenigstens an gedrängter Fülle des mannigfachsten Inhalts und Interesses hat es diesem Buche nicht gefehlt. Ich fürchte nicht,

daß Freundschaft oder Eigenliebe mein Urtheil hier bestechen, wenn ich sage, daß einige Partien des Buches, namentlich aber das Bruchstück aus Hans Striezelmeyers eigner Lebensbeschreibung in Johann von Müllers Manier und der Steckbrief Jean Paul Richters auf sich selbst, beides von Neumann, zu den köstlichsten Scherzen unserer Literatur gehören, und durchaus wert sind, erhalten zu werden.

Um hier gleich alles abzuschließen, was diesen Roman betrifft, so führ ich noch an, daß wir uns mit dem Manuskript noch lange herumtrugen, in Berlin manchen Kreis damit ergötzten, sogar Schleiermachern zum Bewunderer hatten, in Nennhausen bei Fouqué, in Friedersdorf bei Marwitz die größte Ehre einlegten, und endlich das Ganze, wozu noch Fouqué ein paar Capitel, Bernhardi eine Episode von Anekdoten beigetragen hatte, Harscher aber ein Kapitel über Musik, welches besonders gegen Reichardt gerichtet werden sollte, schuldig blieb, und ein Beitrag von Chamisso zu spät kam."

An andern Stellen wiederholt Varnhagen

die Behauptung über Neumanns Autorschaft der wohlgelungenen, der Wirklichkeit entsprechenden Schilderung Jean Pauls, versichert die Ähnlichkeit des Dichters Voß mit dem im Roman vorkommenden Focks, berichtet, daß er in Wien 1809 dem Hauptmann Ponsard, einen Bekannten aus Hameln her, zu dessen großem Vergnügen, erzählt habe, er komme in der Dichtung vor, berichtete von einem anerkennenden Briefe A. W. Schlegels über das Werk und meldete (1814), daß auch Frau v. Staël von dem Buch Kenntnis genommen und sich darüber geäußert habe.

So genau nun auch Varnhagen orientiert ist, dessen Glaubwürdigkeit sich überhaupt umsomehr bestätigt, je genauer man ihn mit den Quellen vergleicht, so ist es doch sehr lehrreich, hier die größtenteils ungedruckten über das Dichtwerk des Kreises jugendlicher Autoren handelnden Briefstellen hintereinander folgen zu lassen.[1])

[1]) Sämtliche wörtlich abgedruckte Stellen sind dem Varnhagenschen Nachlasse entnommen. Die schon gedruckten sind als Regesten behandelt, mit Angabe des Druckorts.

Fouqué an Varnhagen.

1. Juni 1807.

Episodische Beiträge zum Doppelroman sollst Du von mir und meiner Frau fortwährend erhalten.

Fouqué an Varnhagen.

1. Juli 1807.

Empfange denn zuvörderst meine Entschuldigung wegen des kriegskünstlerischen Offiziers, den ich in den Roman hineingeschwärzt habe. Ich gestehe, die Anmaßung war für einen, der sich nicht zum ordentlichen Mitarbeiten verpflichten kann, ein wenig stark, dagegen aber gebe ich Dir auch alle mögliche Vollmacht über Leben und Tod dieses ungebetenen Gastes. Meinethalben kann ihn der Karl, der ohnehin rasch und geschickt mit dem Duelliren bei der Hand ist, auch noch leicht todtstechen, das wäre dann der Dritte und aller guten Dinge drei. Wo aber der Adolf herkommt und seine Schwester, die schöne Mohrenkönigin, die ich Neumann zum Trotz und Dir zu Liebe wieder

aus dem kleinen Mohrenkönige feminisirt habe, darauf bin ich äußerst begierig und ich bitte Dich um baldige Nachricht des Falls, wie auch um schleunige Herzstärkung für den guten Karl, der es nicht lange mehr so aushalten kann und mich fast selbst zu dauern anfängt.

Varnhagen an Fouqué.

16. Aug. 1807.

Mit dem Doppelroman, jetzt Quadrupelroman, steht's schlecht; erst Bernhardi faul, jetzt Neumann; wir danken Dir herzlich für Deinen schönen Beitrag. Möchte wohl Deine Frau einige Prachtscenen in einem Schlosse bei einer Gräfin übernehmen und zugleich die ganze Geschichte lenken? Sie ist, wie ich aus dem Roderich[1]) sehe, äußerst glücklich in solchen Schilderungen und hat dafür eine recht feenhafte Phantasie. Zu Ostern wird sicher der 1. Band von mehr als 400 Seiten erscheinen

---

[1]) Roderich. Ein Roman in zwei Teilen. Berlin bei J. E. Hitzig 1806.

können, wie eine Bombe wird er in die Literatur fallen, ohne in seine viererlei Sorten zu zerplatzen. Ich bin fleißig daran.

Fouqué an Varnhagen.

20. Aug. 1807.

Auf den Quadrupelroman bin ich höchst begierig. Meine Frau wird sich indes schwer bewegen lassen, ihn zum Quind(!)upelroman zu avancieren, so lebhaft sie sich auch für sein Fortkommen interessiert. Sie ist jetzt selbst mit einem neuen Roman[1]) beschäftigt und behauptet dazu so vieler Perlen, Juwelen, Gold- und Silberstangen Teppiche und anderer Herrlichkeiten zu bedürfen, daß sie sich unmöglich entschließen könnte, das Schloß der Gräfin ausschmücken zu helfen, sie würde, fürchtet sie, ihren Vorrath gänzlich dadurch erschöpfen.... Indessen glaube ich noch nicht die abschlägige Antwort für definitiv annehmen zu dürfen. Vielmehr biete ich einen Aufsatz an, den ich bei

[1]) Der nächste Roman Carolinens „Die Frau des Falkensteins" erschien erst 1810.

Bernhardi zurückgelassen habe. Fühlt sich der Karl einmal recht niedergedrückt, so könntet ihr dies Mittel mit Zuversicht anwenden. Ich bin es dem armen Helden wohl schuldig, wieder einmal etwas zu seiner Herzstärkung zu thun, da ich bei unserer ersten Bekanntschaft (ich gestehe es) unverantwortlich arg mit ihm umgegangen bin.

Varnhagen an Fouqué.

12. Dez. 1807.

Am Doppelroman ist kein Buchstabe weiter geschrieben worden, die Materialien aber sehr vermehrt.

Varnhagen an Fouqué.

9. Febr. 1808.

Der Doppelroman liegt bei Neumann und regt kein Glied, nur wenige Zuckungen sind in der einen Extremität, dem Ende, das in meiner Kur steht und als Novelle erscheinen wird, wenn nicht Neumanns unsägliche verdrießliche Schreibescheu auch dieses noch lähmt. Zu Ostern kann nichts

davon erscheinen, was wirklich übel ist. Indes denkt Harscher fleißig an das musikalische Capitel. Dich aber möcht ich bitten, zu seiner Zeit den Überfall des Schlosses recht militärisch zu beschreiben und in dem vorangehenden Gefecht den Preuß. Offizier die tödtlichen Wunden auf edle Weise zu ertheilen, an denen er, aufs Schloß gebracht, die Canzone dichtend, sterben soll.

Neumann an Varnhagen.

Mai 1808.

Wenn ich Dir gleich, lieber Varnhagen, mein Capitel noch unvollendet übersende, so wirst Du doch aus dem, was Du erhältst, recht gut sehen können, was es enthalten wird. Die Schilderung, die Ludwig von sich selbst macht, wird vollendet und nachdem sie Friedrich der Gräfin ganz vorgelesen, soll diese über ihn den Ausspruch tun. Serenen[1]) habe ich es zugedacht, in dem Charakter der Gräfin diesen

[1]) Literarisches Pseudonym für Frau von Fouqué.

Ausspruch zu thun; in dem Briefe, den ich vor einigen Monaten an F. schrieb, habe ich ihm dieses schon gemeldet und nach seiner Antwort hat sie sich dazu willig gezeigt. Sie kann sich also nach diesem nicht mehr weigern, wenigstens diesen Theil an unserem Werk zu übernehmen. Du und F. könnten nun ungehindert eure Pläne ausführen. Binnen wenigen Tagen schicke ich Dir den Rest des Capitels mit einem Brief an F. nach Nennhausen. Ich habe wahrlich jetzt nicht die Kraft, weder schneller noch besser zu arbeiten.

Fouqué an Varnhagen.

Juni 1808.

Auf den Doppelroman freue ich mich sehr. Ich will mein Bestes tun, dem ehrlichen Cameraden seine tödtlichen Wunden mit Liebe zu ertheilen und den Angriff aufs Schloß gut zu ordnen. Dazwischen kommt aber doch wohl noch ein oder mehrere Capitel? Oder folgt es unmittelbar aufeinander? Vergiß ja nicht, mir bei Übersendung des Manuskripts alles genau

zu bestimmen, auch den Namen des Franzosen, den ich auf eine günstige Weise einführen soll, schreibe mir auch. Harschers Capitel über die Musik erregt meine ganze Erwartung.

Varnhagen an Fouqué.

Berlin, den 3. August 1808.

Zugleich erhältst Du denn nun endlich einmal den Doppelroman, mit Mühe, aber doch gut, hoffe ich, zu diesem Punkte angelangt, wo Du ihn aufnimmst. Ich hätte kaum geglaubt, daß sich die Verwirrung noch so würde handhaben lassen, und wahrhaftig, es fehlte nicht viel, so hätten wir uns festgerannt, aber indem ich den Roman fortstieß, hielt ich zugleich Neumann zurück, der immer mehr neues zuführen wollte. Dein Capitel, das hoffentlich groß wird, muß nun den ersten Band schließen, indem die Werneriana und Chamissos Brief aus Hameln eine zu weitgreifende Darstellung fordern, als daß sie noch in diesen Band kommen könnten, dessen Erscheinung dadurch auch zu lange aufgehalten würde. Ich habe die ersten

Capitel zurückbehalten, weil Du sie wohl genug kennst, um nicht gegen ihren Inhalt zu verstoßen, und weil ich sie gern mit Neumann während der Zeit durchsehen möchte. Auch fehlt Harschers ersehnter Beitrag noch. Erlaube, daß ich Dir noch einige Verhaltungsregeln zugebe. Daß Friedrich und Julie mit Sofie fortgereist sind, erspart manche Verlegenheit; es bleibt aber noch die arme Amanda zurück, die ich sehr Deiner Sorgfalt empfehle. Adolf wird getödtet, Karl schwer verwundet (damit wir Ursache haben, ihn noch in der Folge auf dem Schlosse zu behalten), der preußische Offizier mit tödtlichen Wunden aufs Schloß gebracht, wo er die Canzone niederschreibend den Geist aufgibt. Die Gräfin darf wohl nicht vergessen werden. Am wenigsten aber Fräulein Luise, die auf eine schickliche Weise ihrer Jungfrauschaft ledig werden mag. Nur wünsche ich, daß zwei charakteristische Aussprüche vorkämen, auf sie angewandt, die ich von zweien Franzosen auf die Baronin von Boye sagen hörte. Der eine, ein wilder, derber, sonst sehr gut-

müthiger Mann, von der spanischen Grenze, sagte: il paraît, qu'on lui a fait la bouche avec un coup de sabre! der andre, fein, überaus sprachgewandt, setzte in seiner Manier hinzu: il est vrai, il faut convenir qu'elle a la bouche brusquement fendue. Letzterer war Büjac, dem es übrigens sehr, sehr schlimm geht. Die Namen der beiden Franzosen, die wir als tapfer und brav angeführt sehn möchten, sind Ponsard und Bribes, von denen der letztere jener Südländer von der spanischen Grenze ist, mit ganz spanischen Augen und schönem Gesicht. Du kannst nun unverzüglich die Luft mit Schüssen und französischen Flüchen erfüllen. Lebe wohl, mein geliebter Freund. Mögen Dich die Musen glücklich über die Kluft, die Du hinter dem Sigurd glaubest, hinwegführen!

Ewig Dein treuer

K. A. Varnhagen.

Apropos! Warner bleibt fort, der Schuft ist mit dem Gelde durchgegangen.

Fouqué an Varnhagen.

6. August 1808.

Ich habe eben den Doppelroman bis auf den Punkt gelesen, wo ich ihn aufzunehmen bestimmt bin und fühle mich innig bewegt davon ... Die Art, wie Du meinen Galmy[1]) in dem Doppelroman einflichst, hat mich gerührt und erfreut und auch, wenn es sein könnte, noch inniger an das Werk geknüpft. Du sollst mein Capitel bald erhalten.

Fouqué an Varnhagen.

22. August 1808.

Meine Arbeit an dem Doppelroman wird heute oder morgen fertig. Ich habe aber zwei Capitel machen müssen, sowohl wegen der Fülle des gegebenen Stoffes als auch weil sich in der That die Handlung von selbst in zwei Abschnitte theilt.

---

[1]) Auch Rahel schätzte den Galmy sehr: Rahel — Varnhagen I, 59 f.

Fouqué an Varnhagen.

29. August 1808.

[Sendet den Doppelroman.]

Ich habe ihn so lieb gewonnen, daß ich über seine Fahrt ganz vorzüglich unruhig bin. Fräulein Luise wirst Du meistens zugetheilt finden, was Du ihr wünschtest, allerdings jedoch in der Voraussetzung, Du würdest, (wie wir schon früher darüber einig waren) das allzu Persönliche bei ihrer Einführung wegstreichen. Vorzüglich den Selleri[1]) und Tergenthin. Vergiß auch ja nicht, die Husaren in Dragoner umzuwandeln.

Varnhagen an Fouqué.

31. August.

Du hast den Roman so reich ausgestattet, ihm so viele und schöne Schätze mitgegeben, daß er Dir, wie Kinder oft thun, ebenso sehr angehört als uns, die wir uns freilich seine Eltern nennen und ihm das tägliche Brot oft kümmerlich ge-

[1]) Sollte etwa: Sellier gemeint sein, den Varnhagen (1808) charakterisiert? (Das. S. 39.)

nug gereicht haben. Daß die zu argen Persönlichkeiten wegfallen, versteht sich.

Fouqué an Varnhagen.

4. September 1808.

Die Art und Weise, wie der Doppelroman getauft werden soll, gefällt mir sehr, wie auch meiner Frau, die Dir aber sagen läßt, ihr Werner in der Luise solle den Seitenblick einbüßen, den Du auf die Titulatur der Rennhausenschen Romane wirfst ... Noch eine Bemerkung über den Doppelroman. Wilhelm Meister freut sich einige Tage vor der Schlacht von Auerstedt darauf, den göttlichen Schiller in Weimar zu sehen, und dieser gute Mann war doch damals schon seit einem Jahre todt. Der Anachronismus ist wohl zu arg! Oder könnte auch Meister im Irrthum sein, was vielleicht so übel nicht wäre, so müßte ihn doch Karl zurechtweisen.

Varnhagen an Fouqué.

20. September 1808.

[Harscher schreibt schwer.]

So ist es ihm oft zuletzt noch mit dem musi-

kalischen Gespräche für den Roman gegangen. Ich selbst habe einen Anfang gesehen, der aber wieder liegen blieb und nun ist es zu spät.

Varnhagen an Fouqué.

Dresden, 13. Oktober 1808.

Der Doppelroman wird jetzt bald fertig sein.

Varnhagen an Chamisso.

13. Oktober 1808.

Der Doppelroman geht hoffentlich gut fort im Druck; habe doch auch Du ein Auge auf ihn.

Chamisso an Fouqué.

Mitte Oktober 1808.

Neumann sei in Angst, den Roman wieder „anzuheben“. Hitzig I, 231.

Chamisso an Fouqué.

Oktober 1808.

Der Roman gehe langsam im Drucke fort. Hitzig II, 234.

Varnhagen an Chamisso.

14. November 1808.

Neumann soll nur ja schreiben am Doppelroman, da schon ein Plan da ist; nur lasse ich ihn bitten, wenn die Wernerschen Sachen vorkommen sollten, den Mann Rafael Geiß zu nennen, der sich immer auf den Meister des Ordens Zacharias beruft.

Neumann an Varnhagen.

Berlin, 29. November 1808.

Der Anfang zum zweiten Theil unseres Romans, den Chamisso recht gut ersonnen hat, ist schon unter meinen Händen und soll es nicht lange bleiben, obgleich er vielleicht mehrere Capitel füllen wird. Verzeihe, daß ich hier noch als retardirendes Mitglied erscheine. Ich verpfände mein Wort, ihn in acht Tagen aus Händen zu geben dann soll ihn Fouqué erhalten, der rüstiger arbeitet, wie Du weißt, und so erhältst Du gewiß recht bald eine starke Sendung.

Varnhagen an Neumann.

4. Januar 1809.

Der Roman, geliebter Wilhelm, der nun endlich angekommen, macht mir viele Freude: Über Striezelmeyer und Focks muß ich laut lachen, sowie ich des ersteren 56tes Capitel lese und ihn zu seinen grausamen Abenteuer wandern sehe und des letzteren Epistel rezitiere, die mir, da ich kürzlich die Luise von Voß gelesen, und jetzt die Bukoliker desselben unter Händen habe, ganz besonders lebhaft wird, und dann wieder die herrlichen Züge in F.'s Capitel. Das „Krieg gibts und die schwere Not Franzosen" hat für mich eine Wahrheit und Lebendigkeit wie 100 Karls. Ein sonderbares Gefühl habe ich doch beim Anblick des Druckes, der freilich allerliebst ist, gehabt, und es war gewissermaßen wehmüthig. Das Manuskript, das ich so oft vorgelesen, war mir so vertraut geworden und schon an der Form der Zeilen, nun vollends an der Handschrift der Verschiedenen war mir der Inhalt fest geknüpft, daß ich mit

einem Blicke ganze Partien des Buches übersah. Jetzt ist alles äußerlich gleichförmig und ich konnte anfangs gar nichts finden und mich gar nicht drein schicken, daß eine Stelle wie die andre aussehe. Ja freilich wäre wohl eine andere Durchsicht nöthig gewesen. Du hast den Frömmler (Frähling) gleich im vierten Capitel hineingebracht. Daß meine Sonette doch mit abgedruckt sind, ist nun schon recht. Aber der Titel über meiner Canzone[1]), der nur dastand, um die Censur zu beruhigen, hätte bei der Correctur sollen gestrichen werden. Viele falsche P. sind in Druck, auch Ws. Die Stellen aus Wilhelm Meister habe ich auch sehr schlecht angebracht, sie sind langweilig, darin hatte Schleiermacher recht, aber sie sind auch ungeschickt. Ich hätte das ändern sollen: dieses Capitel und das der Anekdoten in einiger

---

[1]) Die Canzone nahm Varnhagen später in seine Gedichte S. 91—93 auf mit sehr starken Änderungen. Ausgelassen sind ferner die 2.—4., 7., 8. Strophe mit zusammen 80 Zeilen, statt der zehnzeiligen Schlußstrophe sind 7 andre Verse eingefügt.

Rücksicht sind meines Bedünkens die einzigen wahren Schwächen des Buches. Ich bin unsäglich begierig auf das neue Manuskript von Dir und F., das ich bald zu erhalten hoffe. Ob ich ihm aber noch viel werde zulegen können, ist eine zweifelhafte Sache. Bitte doch Schütz in meinem Namen, daß er zum zweiten Theil eine Episode schreibe oder noch besser eine Zeitlang die Begebenheiten fortführe, wenigstens soll er ein paar Romanzen dazu geben.

Neumann an Varnhagen.

21. Februar 1809.

[Klagt über seine Lethargie.]

Nachdem ich es endlich über mich gewonnen, wieder an dem zweiten Teil unserer Versuche und Hindernisse zu arbeiten, war ich beinah mit dem zweiten Capitel fertig, als der Zufall wollte, daß ich zu meinem Machiavell einen Verleger fand[1]).

[1]) Des Nikolaus Machiavelli Florentinische Geschichte. Aus dem Italienischen übersetzt. Berlin 1809, 2 Bände.

Neumann an Varnhagen.

20. April 1809.

In einem hiesigen Judenhause war ich als Hofmeister vorgeschlagen. Man war ganz geneigt mich zu nehmen und wollte mir 300 Thaler geben. Als man aber den Doppelroman las, fand man in der Beschreibung Cohens einen Zug großer Undankbarkeit, und es ward nichts daraus.

Varnhagen an Rosa Maria.

Januar 1811.

Gerade wie ich dort [bei Friedr. Schlegel] war, kam ein Brief von seinem Bruder aus Genf[1]), worin dieser dankte für den Aufschluß über unseren Roman und damit schloß: „Wenn die jungen Leute auf eine solche Art thätig sind, so wollen wir sie überall auf alle Weise loben."

---

[1]) Varnhagen hatte, wie er Januar 1809 an Rahel schreibt (Briefwechsel I, 269) den ersten Teil des Romans an A. W. Schlegel geschickt und einen zweideutigen Brief dazu geschrieben.

Ich sprang auf und rief einmal über das andere: „Wie vornehm, o, wie vornehm!“ Die Schlegel [Dorothea] sagte mir aber verwundert, er betrachte sich als einen Alten und hofmeistere den Friedrich ebenso.

Fouqué an Varnhagen.

9. Mai 1811.

Wie freut es mich, daß Schlegels den Doppelroman so finden. Ich habe ihn noch vor kurzem mit großer Lust wieder gelesen.

Neumann an Varnhagen.

Nennhausen, den 30. Dezember 1811.

Man will mich hier durchaus zu einer Fortsetzung des Doppelromans bewegen und ich werde wenigstens den Versuch dazu machen. Man behauptet, der erste Theil finge jetzt an etwas bekannter zu werden, und in diesem Fall könnte man die Aufmerksamkeit des Publikums zugleich benutzen und erhöhen. Indes versteht sich, daß der zweite Theil pikant genug sein müßte, um den ersten noch zu überbieten und

daß, wenn man über das Gelungensein in dieser Rücksicht nicht ganz sicher ist, man gar nicht damit vortreten muß. Sobald ich etwas fertig habe, sende ich es Dir zu und Du magst Dich dann erklären, ob Du theilnehmen willst. Freilich wird jeder größere Massen bearbeiten müssen, wegen der Entfernung.

Fouqué an Varnhagen.

1. Januar 1812.

[Schreibt an Alboin.]

Neumann aber, eben drei Schritte von mir, am Doppelroman, den ihr durchaus nicht untergehen lassen dürftet. Es ist doch eine edle höchst bedeutende Frucht unserer Tage und die erst jetzt ordentlich an das äußere Licht oder vielmehr an die äußere Luft zu kommen beginnt.

Neumann an Varnhagen.

Berlin, 29. Januar 1812.

Ich schreibe jetzt an dem dritten Capitel des

Doppelromans und werde noch einige Zeit daran fortarbeiten; auch Seegemund hat sich ein Capitel ausgebeten und ich bin gern bereitwillig dazu, da seine Arbeit nicht in den Gang des Ganzen eingreifen soll, was sich jetzt auch schon ziemlich von selbst verbietet. Dann werde ich es dem F. zusenden und von ihm mag es zu Dir gelangen, so wird bald wieder eine beträchtliche Masse dastehen. Auch mit Reimer spreche ich nächstens und ich habe einige Hoffnung, daß er sich wird willig finden lassen, da ich von anderer Seite höre, daß das Buch jetzt Interesse erregt.

Varnhagen an Fouqué.

Prag, 12. Februar 1812.

Als eine wahrhafte Herzenserquickung erfahre ich, daß der Doppelroman fortgesetzt wird, möchte nur die Reihe bald an mich kommen, während die Arbeit daran in meiner winterlichen Einsamkeit mir noch eine Fastnachtslust sein kann . . . Unser Neumann schreibt mir, daß auch Seegemund ein Capitel schreiben wird;

wohl! er hat einen sehr ausgebildeten Stil und Reiz in der Darstellung.

Varnhagen an Chamisso.

21. Juni 1821.

Du hast, mein lieber Freund, den Wilhelm Meister der „Wanderjahre“ auf den der „Versuche und Hindernisse“ bezogen. Das thut mir sehr leid. Denn ich sehe wohl, Du hast von letzterem Werke nicht den zweiten Theil gelesen, sonst würdest Du wissen, woher der unter dem Namen Wilhelm Meister auftretende Mensch stammt, und seine sauberen Reisegefährten, der Markese nichts sind, als ein paar „dreiste Betrüger“, die mit falschem Namen falsche Pässe führen, aber entlarvt und bestraft worden sind; die in den Pässen gebräuchliche Beschreibung der Person läßt gar keinen Zweifel. Die auf den echten Meister lautenden finden sich an den unechten nicht vor und was dieser thut und erleidet, kann jenen nicht schmähen.

Die Striezelmeier, Focks, Jean Paul, Warner usw. sind von demselben Schlage wie

jener Wilhelm. Es wird ihnen nicht besser ergehen. Aber ihre Vorbilder, denen sie nachahmen, bleiben in Ehre und Ansehen. Du selbst aber, möchtest Du nach dem Adelbert, den die Dichtung aus einem ewigen Studenten in einen zeitlichen Philister umgewandelt, gemessen sein? Du würdest den Brief, den die Verfasser der Versuche und Hindernisse für ihren zweiten Theil, jenen Philister am 20. Juni schreiben ließen, für nichts andres gelten lassen, als etwa ein solches Stück, wie in Gestalt von Selbstbiographie, Steckbrief, Confession usw. im ersten Theil schon vorkommen.

Hitzig an Varnhagen.

9. Dezember 1834.

[Bei Gelegenheit einer kurzen Beurteilung von Varnhagen Neumanns Leben.]

Ich erlaube mir anheim zu stellen, ob es nicht zweckmäßig sein dürfte, bei der Erwähnung der Schweigsamkeit Neumanns auf die Selbstschilderung in Karls Versuchen

und Hindernissen in einer Note aufmerksam zu machen.

Bevor indessen die vorstehenden Mitteilungen verwertet werden können, muß eine Inhaltsangabe des Romans gegeben werden, da die Kenntnis des Inhalts bei den Lesern nicht vorausgesetzt werden kann.

Der Held des Romans, Karl, besucht eines Abends seine Geliebte Sofie. Sie ahnt, daß er abreisen will, gestattet ihm eine stürmische Liebesszene, ohne ihm allerdings die letzte Gunst zu gewähren; im höchsten kritischen Momente erscheint ihr Gatte, es kommt zwischen diesem und Karl zum Kampf, der Baron wird erstochen und Karl flieht. Im Gasthaus hört er wie zwei Reisende sich unterhalten und der eine von diesen, Hans Striezelmeier, dem andern seine Geschichte vorliest (er ist eines Bauern Sohn, der auf der Universität studierte), Karl trifft diesen Striezelmeier und seinen Begleiter, einen Obersten, bei der Tafel, befreundet sich mit dem letzteren und erlangt von

ihm, dem er sich vollkommen entdeckt, die Zusicherung, für die Ordnung seiner Verhältnisse und seine Rückkehr zu sorgen. Seltsame Träume, in denen widrige Schicksale, auch Frauen eine Rolle spielen, beschäftigen Karl in der Nacht. Am nächsten Morgen macht er mit dem Obersten auf einem nahegelegenen Gute einen Besuch bei einem der Freunde seines neugewonnenen Gefährten, wo er drei junge Mädchen findet: Henriette, eine unschöne Gelehrte, Emilie, eine Sportsfreundin, Julie, eine vollkommene Schönheit. Die Wirkung dieser Schönheit wird alsbald gezeigt an einem Jüngling, der Blumen streut und Lieder singt und aus Liebe zu Julie verrückt geworden ist. Auch Karl gerät in Flammen. Studenten als Musiker verkleidet, unter ihnen Striezelmeier, beleben das Mahl und nehmen teil an einem Spaziergang, bei dem Karl sich mit Henriette begnügen muß, während ein Student, Friedrich, der ihn mit allerlei Hohnreden bedenkt, Juliens Begleiter ist. Während einer Pause, da die Gesellschaft Kaffee trinkt, kommt ein junger Herr Warner,

der allerliebste ausgeschnittene Zeichnungen herumzeigt, für diese kleinen Kunstwerke von Karl große Lobsprüche erhält, von Friedrich aber erst dann gelobt wird, als er große satirische Figuren, Juden und Philister ausschneidet. Karl darf Julie zurückbegleiten, muß aber dabei Friedrichs Gesellschaft erdulden, der auch Julie auf der Schaukel nicht verläßt, aber schließlich durch einen geschickten Stoß Karls allein auf derselben gelassen wird. Während die übrigen beim Abendessen vergnügt sind, bleibt Karl still. Ziemlich spät abends fällt Striezelmeier, der beim Spazierengehen eifrig liest, in einen unbedeckten Brunnen, wird mühsam herausgezogen und von dem Pfarrer wieder zum Leben gerettet. Karl erhält ein Zimmer mit einem Studenten zusammen, der ihm entdeckt, Henriette habe ein Verhältnis mit Striezelmeier, das nicht ohne Folgen geblieben sei.

Einige Tage bleibt Karl auf dem Schlosse, obwohl der Oberst, auf politische Missionen geschickt, nicht zurückkehrt. Er befreundet sich mit Warner, wird aber aus dem süßen

Nichtstun durch die Nachricht gerissen, daß der Bruder von Sofiens Gemahl Karls Verhaftung betreibe. Karl fordert Friedrich zum Duell, dieser entschuldigt sich mit einer Verabredung und schickt einen Freund Theodor, Stiefbruder der Sofie aus sehr edler Familie, der kurz vorher eine Geliebte, Luise, verloren hat, der nun statt seiner den Kampf ausficht. In dem Duell wird Theodor tödlich verwundet, Karl entflieht mit Warner und Eduard, Theodors Sekundanten, der sich ungern von dem Freunde trennt. In denselben Gasthof, in dem die Freunde übernachten, kommen Julie und Sofie von Franz und Striezelmeier begleitet; Karl mit seinem Gefährten flieht aufs neue, vorher aber binden die übrigen Gäste Striezelmeier und stecken ihn in einen Kamin. Auf dieser Flucht wird Karl von Friedrich und dessen Freunde Franz erreicht, denen ein Wagen mit vier Damen folgt: Sofie, Julie, Amanda und die Begleiterin der letzteren. Karl, der seine Gefährten verloren, kommt in die Nähe von Friedrich und Franz, wird in der tiefen Dunkelheit bei schrecklichem

Wetter von ihnen nicht erkannt, muß aber deren Gespräche anhören und namentlich erfahren, daß auch jener Oberst, den er für seinen Freund hielt, ihn verdamme. Friedrich und Franz suchen sich die Zeit mit Erzählen von Geschichten zu vertreiben, fordern ihren stummen Begleiter Karl, den sie für ihren Freund Adolf halten, auf, an dieser Unterhaltung teilzunehmen. Dieser gibt sich, um unerkannt zu bleiben, für krank aus und wird deshalb von den Freunden in den Wagen zu den vier Frauen gehoben. Diese tun ihm als dem vermeintlichen Adolf alles Liebe an, erhöhen aber seine Pein dadurch, daß sie, selbst Sofie, in ziemlich unverblümter Weise über Karl herfallen. Plötzlich erscheint der wirkliche Adolf auf einem Pferde neben dem Wagen und erschreckt die Frauen und den Kutscher dermaßen, daß letzterer die Herrschaft über die Pferde verliert, so daß der Wagen einen Abhang herunterstürzt. Infolge dieses Sturzes ist der wirkliche Adolf vom Pferde gefallen und verwundet, Friedrich rettet ihn zu einem Köhler, bei dem schon Eduard und

Warner eingekehrt waren. Die Damengesellschaft, die wunderbarerweise unverletzt geblieben ist, wird bei einem andern Köhler in Sicherheit gebracht. In ernsten und heiteren Gesprächen vertreiben sich die Frauen die Zeit, Sofie ahnt, daß der Fremde, der eine Zeitlang im Wagen gesessen habe, Karl sei, dieser aber ist aufs neue entflohen, nachdem er eine Weile hindurch vergeblich von Franz verfolgt worden war. Nach längerer Unterhaltung, nach Erzählungen von Anekdoten, wobei Amanda zur Anekdotenkönigin erwählt worden war, besteigen die Damen wiederum den gänzlich unverletzten Wagen und fahren fort.

Unterdessen ist Karl, obwohl von der Verfolgung ermattet, weitergegangen, hält große Monologe über sein unseliges Geschick und trifft in einem Wagen Wilhelm Meister, in der Begleitung des Marchese. Karl, der die Aufforderung Meisters, mit ihm zu fahren, annimmt, befragt seinen gastfreundlichen Führer nach allen möglichen Einzelheiten des Goetheschen Romans, z. B. nach dem Alter des Felix,

macht auf manche Widersprüche des Romans aufmerksam, faßt den Gedanken, daß man auch sein Leben zu einem Roman verarbeiten könne und läßt sich von dem neugewonnenen Freunde nach einem Schlosse führen, in das jener mit dem Marchese eingeladen ist.

In dasselbe Schloß einer Gräfin, die längere Zeit in Italien geweilt und dort den Marchese kennen gelernt hatte, kommen nun auch die vier Damen, ebenso wie Friedrich, Franz und Adolf, der letztere ist der Bruder Amandas und der Bräutigam Juliens; die Hochzeit mit dieser soll auf dem Schlosse gefeiert werden. Die drei genannten Herren haben unterwegs Jean Paul getroffen und mit auf das Schloß gebracht. Jetzt erst wird Striezelmeier vermißt; auf Anregung der Gräfin, die gehofft hatte, in jenem ein angenehmes Pendant zu dem in ihrem Schlosse weilenden Fock zu finden, wird ein Brief ausgefertigt, um den Säumigen herbeizuholen. In vergnügten Unterhaltungen, in denen z. B. Jean Paul seinen Steckbrief mitteilt, vereinigt sich die vielköpfige neue Gesellschaft mit dem Mar-

chese und Wilhelm, während Karl krank im Bette liegt.

Der Letztere nämlich, der als Italiener Carlo der Gräfin vorgestellt worden, hält sich verborgen, nur Amanda ahnt, wer der Fremde ist. In zärtlichem Gespräche mit ihr versucht Julie ihr das Geheimnis ihrer Liebe zu entreißen. Einen Augenblick von der Freundin allein gelassen, hört sie Karls Stimme aus dem Pavillon, wo er wohnt und vernimmt dabei auch das Geständnis seiner Liebe zu ihr.

Am Abend, da der größte Teil der Gesellschaft zusammen ist, kommt es, angeregt durch einen preußischen Offizier zu politischen Gesprächen, patriotischen Reden, in denen ein allzusicheres Siegesvertrauen in dem Kampfe gegen die Franzosen sich äußert, Franz und Adolf Lust bezeigen, in das Heer zu treten und die ganze Gesellschaft durch die Nachricht, der Krieg zwischen Preußen und Frankreich sei erklärt, enthusiasmiert wird. Amanda, die mit einer älteren Jungfrau, Fräulein Luise, zusammenwohnt, muß von dieser nach dem Be-

richte angeblicher und wirklicher Liebesabenteuer das Bekenntnis vernehmen, daß sie imstande sei, Carlo zu heiraten. Durch solche Gespräche aufgeregt, entzündet sich die in Amanda schon glimmende Liebe zu Karl zu heftiger Flamme; in nachtwandlerischem Zustande geht sie in den Pavillon, wo Karl wohnt, und es folgt eine diskret angedeutete Liebesszene.

Am nächsten Tage soll Adolfs und Juliens Hochzeit sein. Am Morgen begegnen sich Fräulein Luise und Jean Paul, ergehen sich in literarischen Gesprächen, während deren Jean Paul verspricht, Luise mit Karl bekannt zu machen. In diese Unterhaltungen mischt sich Adolf mit sehr unhochzeitlichen Gedanken: Er ist von einer unbändigen Kriegssehnsucht ergriffen, die sich noch verstärkt, da er einen preußischen Offizier an der Spitze seiner Kriegslieder singenden Dragoner trifft. Er begegnet dann Karl, mit dem er sich befreundet, da er bei ihm dieselben politischen Gedanken antrifft, die ihn bewegen, zeigt ihm in einem Neben-

gebäude das Bild seines Vaters, des russischen Obersten, der wie früher erwähnt, auch in Karls Leben so mächtig eingegriffen hatte, kann aber von dem neugewonnenen Freunde nicht erlangen, daß dieser an der Feier teilnimmt.

Das Fest soll auf einem Hügel stattfinden. Als Adolf dort erscheint, von seiner Braut froh begrüßt, muß er einen Abschiedsbrief seines Freundes lesen, der zum Heere gegangen ist (das Vorlesen dieses Briefes, der drei Sonette sowie die Geschichte: Der Einsiedel und der Pilger enthält, in der viele merkwürdigen Vorgänge aus dem Leben des Markgrafen Waldemar von Brandenburg verwebt sind, unterbricht in seltsamer Weise die Handlung). Aber das Fest will überhaupt keinen rechten Fortgang nehmen, da alle möglichen Zwischenfälle störend eintreten: Striezelmeier erscheint mit einem jungen Herrn Ludwig; der erstere liest das im alten Chronikenton abgefaßte Kapitel seiner Selbstbiographie vor, in dem seine Befreiung aus dem Kamin durch einen Schornsteinfeger ganz lustig erzählt wird. Nach dem

Mittagessen unterhält sich die Gräfin mit Friedrich und Ludwig, dem großen Schweiger, der in einem von Friedrich vorgelesenen Stücke einer Selbstbiographie seine Schweigsamkeit und Schwermut aus seinen Lebensverhältnissen, dem frühen Verluste seiner Eltern, der grausamen Behandlung durch einen Stiefvater, erklärt. Er erzählt ferner darin, wie er in eine Familie gekommen, die ihn freundlich aufgenommen habe und wie er bei dem Manne der jüngsten Tochter aus diesem Hause, einem reichen älteren Herrn, Lehrling geworden sei.

Während sie noch im Lesen begriffen sind, werden sie unliebsam gestört durch die eintreffende Nachricht von einer Krankheit Amandas. Sie leidet an Krämpfen und Erbrechen. Julie widmet sich ihr ganz, und Adolf muß sich mit der Gesellschaft Friedrichs begnügen. Statt der ernsten auf Großes und Erhabenes hinzielenden Unterhaltungen, die bisher die Gesellschaft beschäftigt hat, folgen nun seltsame Klatschberichte, unter andern von Henriettens nun erklärter Schwangerschaft und der Wut der Familie.

Friedrich vermutet, daß Karl oder Warner der Attentäter sei. Durch alle solche Erzählungen wird Adolf in seiner düsteren und zerrissenen Stimmung noch melancholischer und wird vollkommen verstört durch die von Ludwig erhaltene Mitteilung, daß Theodor im Duell von Karl getötet worden sei. In dieser Stimmung begegnen sie, obwohl sie es zu vermeiden wünschen, Friedrich mit der toll aufgedonnerten Luise, die den drei Männern von Amandas Nachtwandeln Bericht erstattet, ohne freilich das Ziel dieser Wanderungen zu verraten, da es ihr selbst unbekannt ist. Währenddessen gehen Focks und Jean Paul zu Karl, um ihn, von dessen früheren Schicksalen und mannigfachen Beziehungen zu einzelnen Gliedern des Kreises sie nichts wissen, zu bewegen, zur Gesellschaft zu kommen. Adolf stößt zu ihnen und wird etwas ärgerlich darüber, daß es nicht seiner Freundschaft, sondern dem Geschwätze jener gelungen ist, Karl aus seiner Einsiedelei herauszubringen.

Wirklich erscheint Karl in der Gesellschaft,

aber sein Auftreten macht kein Aufsehen. Ein kleines Mißgeschick erreicht ihn dadurch, daß er seine mit Tee gefüllte Tasse auf Luisens grünes Kleid fallen läßt und diese zu eiligem Rückzuge nötigt; sonst kommt es hauptsächlich zu einer größeren literarischen Unterhaltung mit dem Marchese und Meister über Goethe, im Verlauf deren diese ihr Verlangen aussprechen, den Dichter kennen zu lernen. Die Unterhaltung wird gestört durch Julie, die voller Schrecken herbeieilt, entsetzt über einen Wahnsinnigen, der aus Liebe zu ihr seinen Verstand verloren und sich trotz der Überwachung in ihrer Nähe gezeigt hat. Sie wird allmählich beruhigt, die ganze Gesellschaft ist aber in einem seltsam gespannten Zustande, da wird die Spannung durch das Erscheinen von Friedrich, Ludwig und Striezelmeier noch vermehrt. Denn als der erstere seinen alten Gegner Karl erkennt, kommt es zwischen beiden zu einer heftigen Szene; Wilhelm Meister, der Frieden stiften will, bekommt eine Ohrfeige, der Marchese packt ihn auf und fährt mit ihm davon. Endlich werden

die beiden Gegner durch beschwichtigende Worte, die die Gräfin an Friedrich richtet, getrennt. Karl, allein in seinem Zimmer, ergötzt sich an einem blauen Bande, das er Amanda bei der nächtlichen Begegnung entrissen, liest zu seiner Beruhigung und Zerstreuung den Ritter Galmy von Fouqué. Da kommt Amanda von ihrer entsetzten Kammerjungfer begleitet. Diese wird zurückgeschickt und Karl und Amanda erneuern die nächtliche Liebesszene. Sie werden durch Adolf und Ludwig gestört; der letztere in vollem Entsetzen über das, was er sehen muß, stürzt sich in einen Brunnen, Adolf reißt Amanda aus Karls Armen. Karl ist nach dieser neuen Untat, die ihn ohne seine Schuld, halb wider seinen Willen wiederum dazu führte, ein Mitglied der Gesellschaft zu verderben, ganz ratlos, da erscheint plötzlich Warner.

Währenddessen vermindert sich die im Schlosse versammelt gewesene Gesellschaft. Julie entfernt sich, da sie sich von Adolfs Kälte beleidigt glaubt; in ihrer Begleitung verlassen auch Sofie und Friedrich das Schloß. Während

Karl wartet, daß Warner ihm einen Wagen besorge, damit auch er diesen Schauplatz seiner neuen Untaten verlassen könne, kommen französische und preußische Kriegerhaufen in die Nähe des Schlosses. Dicht bei dem Gebäude, das zur Stätte eines friedlichen Festes ausersehen war, kommt es zu einem erbitterten Kampfe, an dem die noch übrigen Helden der Geschichte teilnehmen. Adolf fällt, Karl wird verwundet, Fräulein Luise besteht lächerliche Abenteuer; ein preußischer verwundeter Offizier wird von den französischen Kollegen Ponsard und Bribes in das Schloß getragen. Durch den Tod dieses jugendlichen Helden, durch die Abenteuer, in denen er selbst eine Rolle spielt, erkennt Karl endlich die Größe des Momentes; mit einem Gedichte, das einer Kanzone Petrarcas nachgeahmt ist, in der die Klage über das Vaterland und die Hoffnung auf seine Rettung ausgesprochen ist, schließt der Roman.

Eine Beurteilung dieses seltsamen Werkes zu geben, ist sehr schwer. Der Schluß ist überaus ernst, und man erkennt deutlich den Ein-

druck, den die schweren Ereignisse des Jahres 1806 auf preußische Gemüter machten und die Umwandlung, die in vielen Leichtsinnigen dadurch hervorgerufen wurde. Aber bis auf den Schluß ist das Ganze eine tolle Häufung von Geschichten, eine immer reicher an Unwahrscheinlichkeiten als die andre, die Darstellung der mannigfachsten Abenteuer, in die ein im Grunde gutmütiger, jedenfalls durchaus nicht verderbter Mensch, infolge des Zufalls und widriger Umstände gerät. Daß bei Einzelheiten Goethes Wilhelm Meister vorgeschwebt und eine Parodie dieses Romans beabsichtigt war, ist von vornherein klar und wird deutlich bezeugt durch das Auftreten Wilhelm Meisters selbst.

Doch darf man das nicht so verstehen, als wenn eine Kriegserklärung gegen den großen Weimaraner, sei es aus übertriebener Schillerverehrung, sei es aus romantischer Einseitigkeit und Überhebung beabsichtigt gewesen. In dem Lager der Goethegegner waren die Verfasser unsres Romans nie anzutreffen, und wenn auch

damals noch keiner der Verfasser dem Meister gegenüber oder vor dem Publikum seine Bewunderung so entschieden ausgesprochen hatte, wie besonders Varnhagen es später tat, so waren sie schon damals so gegen ihn gesinnt, daß sie höchstens einige Absonderlichkeiten zu bespötteln geneigt waren[1]).

---

[1]) Vgl. Varnhagen-Rahel I, 17 (Juli 1808) I, 75 und für die damalige Goethefestigkeit bes. I, 284. Die Freunde fürchteten, Goethe werde den Spott übel nehmen, Varnhagen traute sich zu, den Meister zu beruhigen (Rahel-Varnhagen I, 134) Rahel war empört das. S. 168. „Wilhelm Meisters Wanderjahre!" schreibt er (30. Nov. 1809, das. II, 27) bei der falschen Nachricht, die Fortsetzung der „Lehrjahre" sei bereits erschienen. „Nun, bedeutender konnte die lederne „Reisekappe" in Karls Versuchen nicht werden; Rahel, das ist ein einziger Spaß". Als er den ersten Brief Goethes empfing (10. Dez. 1811, Weim. Ausg. Briefe 22, 207 fg.) meinte er, (19. Dez. 1811, II, 200), wenn Goethe etwas von ihm gewußt hätte, „konnte es nur ein Mißbehagen sein, das ihm unsere Scherze, falls er sie gelesen, verursachen mochten". Die übrigen Erwähnungen des Romans das. I, 163, 226, 230 f., 265 bringen nichts Neues. Die Ausführung S. 327 darf nicht auf unsren Roman bezogen werden, vielmehr ist ein Werk der Frohberg gemeint.

Aber außer diesem Werk müssen noch andre literarische Vorbilder den Verfassern vorgeschwebt haben, die einstweilen nicht nachzuweisen sind.

So wenig man für den ganzen Roman ein ganz bestimmtes Muster aufweisen kann, so wenig ist man imstande, für alle erwähnten Lokalitäten, Vorgänge und Personen Vorlagen und Vorbilder aus dem Leben der Autoren zu finden. Die Örtlichkeiten sind so wenig plastisch geschildert, daß es kaum möglich sein wird, einen bestimmten Ort zu nennen, der am Anfang der Erzählung gemeint ist; und auch die verschiedenen Stadien der Wanderung lassen sich nicht ohne weiteres identifizieren. Ein einziger derartiger Hinweis findet sich in einer zeitgenössischen Äußerung, in folgendem Briefe:

Wilhelm Grimm an Jacob.

Berlin, 3. Oktober 1809.

... Es ist vor kurzem ein Roman herausgekommen: Karls Hindernisse, woran der ganze Kreis dieser hiesigen Dichter gearbeitet

und jeder ein paar Capitel geschrieben; es ist in der Manier des Wilhelm Meisters und einiges ist recht gut, z. B. was Fouqué geschrieben, ich nenne es Dir, weil es durch seine Anspielungen interessant ist. Der Reichardtsche Garten kommt darin vor, Louise, über die es schlimm hergeht. Johannes Müller war sehr gut parodiert und Voß. — (Briefw. zw. Jacob und Wilh. Grimm S. 177.)

Diese Äußerung ist äußerst wichtig: der Hinweis auf Voß stimmt, ebenso wie der auf Wilhelm Meister, die Stelle über Joh. Müller gibt gute Fingerzeige. Es ist ferner sehr wohl möglich, daß Reichardts Garten in Giebichenstein bei Halle etwa das Vorbild zu dem Platz für die Hochzeitsfeierlichkeiten gewesen sei. — Varnhagen, der in Halle gewesen war, mochte ihn von seinem dortigen Aufenthalt kennen. Dagegen bleibt es wiederum sehr zweifelhaft, daß Reichardts Tochter das Urbild für die Luise sein soll, die in dem Roman keine sehr anmutige Rolle spielt.

Nur über einzelnes läßt sich eine bestimmte

Aufklärung geben. So hat z. B. Fouqué die Weisung Varnhagens beachtet, einzelne französische Ausdrücke vorzubringen (vergl. Dr.-Ausg. S. 387) und auch die von dem letzteren angegebenen französischen Namen sind benutzt [1]).

Auch für manches andre läßt sich aus den im vorstehenden mitgeteilten Briefen die Erklärung beibringen.

Am wenigsten klar wird, wer unter Karl gemeint ist. Ein Mitglied des jugendlichen Kreises der Verfasser ist er nicht und am wenigsten kann es Varnhagen sein, obwohl auf ihn der Vorname zutreffen würde. Denn Varnhagen ist unter Warner gemeint: von ihm wird z. B. erzählt, was ja auf Varnhagen zutrifft, daß er in Gesellschaft durch seine Fähigkeit des Ausschneidens besonderen Erfolg gewinnt, überdies wird von ihm (S. 71) noch ausdrücklich gesagt, er sei der Sohn eines Arztes in Düssel-

---

[1]) Der oben 3. Aug. 1808 erwähnte Bribes ist jedenfalls derselbe, wie bei Rahel-Varnhagen I, S. 8 und 14, vgl. auch das. II, 8. — Nach der Dr.-Ausg. des Romans ist auch ferner zitiert.

dorf, welcher letztere nach Straßburg gezogen und in Hamburg gestorben sei.

Zwei literarische Persönlichkeiten, gegen die sich hauptsächlich der Spott richtet, sind klar genug bezeichnet: Focks ist natürlich der alte J. H. Voß, der in Hexametern spricht (S. 193), Jean Paul bedarf keiner besonderen Erklärung, da er ja mit seinem Namen angeführt wird. Die Satire gegen ihn ist sehr stark; er wird gleich damit eingeführt, daß er trotz seiner Größe und Dicke im Schweiße seines Angesichts Erdbeeren sammelt. Ein andres Mal eifert er gegen die Sonette. Seine Sprache ist bilderreich, nicht ungeschickt dem, was man sonst über Jean Paul weiß, nachgeahmt. Gleich bei seinem ersten Auftreten hat er folgendes zu sagen: „Das ist ja eben das Vorrecht, das jus imaginum der Edlen, daß sie gegenseitig ihre Bilder besitzen können, ohne sich jemals selbst gesehen zu haben, und daß eine Bruderseele der andern die warme Liebeshand reichen kann über die weite grüne Erde hin." Auch sonst ist die Art Jean Pauls gut nachgeahmt. Z. B. wie

er das Entzücken schildert, das man über die auf der Teewiese versammelten Frauen hegt. „Tausend Polymeter erklingen wie ebensoviel Nachtigallen in meiner Brust, wenn ich in diese Milchstraße von weißen Kleidern hineinschaue. Himmel, welch ein Himmel! (Vgl. unten) soviel Sterne als Augen und um sie alle recht zu sehen, müßte man ebensoviele haben. Nicht eines, aus denen nicht Lust und Glanz und Anmut strömte; wahrlich jeder kranken Seele möchte ich verordnen, in dieses Wonnebad zu reisen."

Er hatte Humor genug, die ihm zu teil gewordene Behandlung nicht übel zu nehmen. Varnhagen besuchte ihn in Baireuth und wurde freundlich aufgenommen, er tadelte nur, wie Rahel meldete, „das Auftreten Wilhelm Meisters in dem Roman" (Rahel-Varnhagen I, 107). Nachträglich fand Varnhagen die Köstlichkeit der Zeichnung bestätigt. Er schrieb an Rahel (Januar 1809 das. S. 263) „Im Doppelroman sagt Neumanns Jean Paul: Himmel, welch ein Himmel. Im „Morgenblatt" steht

zum 1. Januar ein Aufsatz vom wirklichen Jean Paul, da heißt's „Himmel, welch ein Himmel!“ Das heißt ja fast prophezeien.“[1])

Sonst richtet sich z. B. die Satire gegen Zach. Werner. Seite 45 erhält Karl „die Söhne des Tals“ zur Lektüre, ein „dramatisches Historienstück“, dessen unförmliche Dicke er bespöttelt, dagegen wird Werner von Henriette sehr gerühmt, aber ihre Bemerkung „der Verfasser sei ein gottseliges Gemüt“ wird etwas verdächtig durch die recht geringe sittliche Kraft, die als ihre Eigentümlichkeit bezeichnet wird.

Sonstige Spöttereien richten sich gegen Philosophen jener Zeit. Mit den Bemerkungen, das Absolute sei die Schwester der Religion und seiner Verwandten der Kunst (S. 155) soll wohl Fichte getroffen werden.

---

[1]) Auch andere Satiren waren beabsichtigt: Varnhagen an Rahel, 1. Nov. 1810 (Briefw. II, 101), „Ich wollte den Dichter Hölderlin im Doppelroman verspotten und erfuhr mit Entsetzen, daß er seit vielen Jahren in Tübingen wahnsinnig sei.“

Der Professor, als dessen Famulus Karl eine Zeitlang fungiert, ist natürlich Kiesewetter (S. 72). Der Name wird zwar nicht genannt, aber die Sache ist klar genug durch die Erzählung Warners, er habe ein Verhöhnungssonett auf ihn gemacht mit Reimen auf Wetter.

Wie Varnhagen und Fouqué, letzterer wenigstens durch einen Roman (Galmy), so ist auch Neumann, der Dritte im Bunde, vertreten und zwar in der Person des Ludwig. Auf ihn paßt nicht bloß die Charakteristik, daß er zu schweigen verstehe, sondern auch die wenigen Bemerkungen über sein Leben, vor allem seine Jugend, sein Eintreten in das Geschäft eines Kaufmanns. Dieser Kaufmann ist der Bankier Cohen in Berlin, dessen Charakteristik Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten gibt. Mit dieser stimmt alles überein, was hier über jenen Kaufmann erzählt wird: seine Halbbildung, wohl auch der kleine Zug, daß er Neumann Mathematik lehren will; die Stelle (S. 296). „Die positiven Eigenschaften dieses Mannes bestanden in einer ungeheuren Sucht nach Ge-

nüssen aller Art und in einer unbegrenzten Eitelkeit; die negativen in einer totalen Schwäche und Unentschlossenheit" [1]) war gewiß diejenige, welche Neumann später in diesem Kreise Unannehmlichkeiten bereitete (oben S. 141.)

Wer aber ist Striezelmeier? Er spielt im Roman eine ganz eigenartige Rolle. Man möchte ihn als Narren bezeichnen, aber als einen gelehrten Narren, da er ja einmal als Pendant zu Voß charakterisiert wird. Er ist nur gut dazu, allerlei Schabernack zu erleiden. Was er für eine soziale Stellung einnimmt, wird nicht völlig klar: mitunter macht er den Eindruck eines Untergeordneten, der nur in Begleitung andrer auftritt, um sich dadurch gleichsam zu legitimieren; dagegen stempeln ihn seine nahen Beziehungen zu Frauen zu einem in der Gesellschaft Vollaufgenommenen. Man möchte am liebsten an einen Berliner Gelehrten

---

[1]) Herr Cohen aus Holland mit seiner Gattin gehört zu dem Kränzchen der Gräfin Lichtenau, Apologie der Gräfin Lichtenau I, 35.

denken, etwa Theremin, von dessen Beziehungen zu Frau Sander viel geklatscht wurde[1]). Aber sollte das Urbild zu Striezelmeier nicht 1809 gestorben sein? So schreibt wenigstens Kerner (Juni 1809) in einer ganz ernst zu nehmenden Stelle, wo er von der Veränderung seines Aufenthalts und desjenigen Varnhagens berichtet: „Striezelmeier tot“ und meint in demselben Briefe, in dem er Varnhagen einmal als „Striezelist“ anredet, er möchte doch den alten Chr. Dan. Ebeling in Hamburg an Str's. Stelle in den Roman einrücken lassen[2]). Theremin aber lebte noch manches Jahrzehnt und so muß, da Str. kein reines Phantasiegemälde ist, wohl ein andrer gemeint sein.

---

[1]) Vgl. manche Notizen in Varnhagen-Rahel Bd. II. ferner Fanny Lewald, Gedachtes und Gefühltes, Dresden 1900, S. 44 (auch oben S. 68 fg.) Handschriftlich sind sehr merkwürdige Briefe Theremins an Varnhagen (K. Beibl.) erhalten, die auch über dies Verhältnis handeln (1807). In demselben Jahre kam es, wie aus einem Briefe Varnhagens an Chamisso hervorgeht, zwischen V. und Th. zu einem argen Zerwürfnis, so daß ersterer den letzteren auf Pistolen fordern wollte.

[2]) S. Nord und Süd, 92. Bd., 1900, S. 61 fg.

Nun sind im Jahre 1809 viele Gelehrte gestorben; gewiß aber kein Berühmterer als Johannes v. Müller, der große Historiker († 11. Mai 1809). Hier ist nun auf die oben S. 165 angeführte Äußerung Wilh. Grimms nochmals zu verweisen: „Joh. Müller wird sehr gut parodiert." (vgl. auch die Notiz S. 121.) Zunächst hat diese Bemerkung etwas äußerst Befremdliches. Zuerst deswegen, weil man fast aus der Zeit der Entstehung unsres Romans Zeugnisse für die Verehrung des Historikers besitzt[1]). Darauf kann man erwidern: noch sicherer ist es, daß Jean Paul und Goethe von den jungen Autoren verehrt wurden, und doch wird ersterer in Person, letzterer in einer seiner hervorragenden Schöpfungen verspottet. Andrerseits könnte man zweifeln, daß die jungen Herren in der Epoche der französischen Vorherrschaft den Mut besessen hätten, einen so ein-

[1]) Anerkennung Joh. Müllers geht hervor aus einer Äußerung Varnhagens, Briefw. mit Rahel I, 195, Rahels das. 211; dagegen freilich S. 243. Wirklich kennen lernt er Müllers Weltgeschichte erst 1810, vgl. das. II, S. 93, 107.

flußreichen Mann, wie den westfälischen Staatsrat, der mannigfache Beziehungen in und zu Berlin hatte, lächerlich zu machen. Worauf zu antworten, daß von Kassel nach Berlin schließlich ein weiter Weg war und daß auch andre Partien des Romans ein starkes patriotisches Empfinden aufweisen, so daß man den Autoren wohl ein Überwallen der Entrüstung zumuten könnte gegen einen Mann, der aus einem so heftigen Gegner Napoleons einer seiner eifrigsten Bewunderer geworden war. Daran aber, daß Striezelmeier eine so überaus lächerliche Figur spielt, darf man sich nicht stoßen, man denke nur daran, welch lächerliche Rolle Jean Paul zugewiesen ist[1]).

Eine Bestätigung der Vermutung, daß Striezelmeier wirklich Johannes von Müller ist, erlangt man aber aus folgendem Briefe:

---

[1]) Eine ganz besonders arge Satire besteht darin, daß Str. als Frauenjäger geschildert wird, während Joh. v. Müller wegen seiner Abneigung gegen Frauen und seiner „griechischen" Neigungen bekannt ist.

Clemens Brentano an Görres.
(1810, Görres Briefe II, 83 ff.)

Auf einen Roman muß ich euch aufmerksam machen, der als zur modernen Bildungsgeschichte gehörend, merkwürdig ist und viel Hübsches neben großer Frechheit hat und in welchem Fouqué sein Talent zum Erzählen bewährte: er heißt: Karls Hindernisse, Realschulbuchhandlung 1809, 1 Band und ist von Varnhagen, einem gewissen Neumann (Hofmeister hier) Fouqué, Bernhardi, ohne Plan capitelweise zusammengeschrieben und hat wirklich manches recht Gelungene. Der etwas schleppende Anfang ist von Varnhagen . . . Die Capitel des Romans, in welchem Striezelmeier (die Carricatur J. von Müllers) und die Parodie des Voß und Jean Pauls vorkömmt, sind von Neumann, der sich in der Geschichte des stillschweigenden Mannes selbst aufführt . . . Das Anekdotencapitel ist von Bernhardi, die interessante Waldverirrungsreise und die letzte gute Kriegsscene ist von Fouqué, der sein Talent zum Erzählen darin bewährt, aber durch

die verächtliche Einführung des Wilhelm Meisters, der eine Ohrfeige kriegt, die elende Frechheit und Vatermörderei der Zeit bewährt; denn alle diese Herren, welche von Tieck und Schlegel die Manier erlernt haben, sind ziemlich sehr langweilige Gimpel, die sich immer in der Zeit ennuyiren und niemand amüsieren, es aber in jeder Zeit gethan haben würden. Ich wünschte, daß ihr euch darüber machtet und dies Buch recensirtet, ihr hättet da eine Gelegenheit, die Frechheit und die Überbeinigkeit der Zeit derb anzugreifen."

Nun ist freilich in diesem Briefe, in dem der heftig tadelnde Schluß in bemerkenswertem Widerspruch zu dem am Anfang ausgesprochenen Lobe steht, manches ungenau und falsch: der Titel ist nicht ganz richtig angegeben, auch die Jahreszahl nicht. Ebenso wenig stimmt die Zuweisung der einzelnen Kapitel an die Autoren: nach den obigen Briefstellen ist Bernhardi unbeteiligt; das Anekdotenkapitel, d. h. das, in dem die in der einsamen Hütte Versammelten sich die Zeit mit Geschichtenerzählen vertreiben,

kann nicht von ihm sein (vgl. dagegen die Notiz oben S. 122). Auch die Nachricht über Fouqué ist falsch: er trat in die Schar der Arbeitsgenossen erst ein, als der Roman ziemlich fertig war, kann also die Geschichte vom Verirren im Walde nicht geschrieben haben, die Vorbedingung für eine ganze Anzahl andrer Kapitel ist. Auch kommt in den Soldatenkapiteln Wilhelm Meister nicht mehr vor; der wegen dessen Einführung gegen Fouqué erhobene Vorwurf der „Vatermörderei“ ist also hinfällig.

Trotz aller dieser Irrtümer und Flüchtigkeiten muß die Behauptung, daß Striezelmeier Joh. v. Müller sei, aufrechterhalten werden, weil sie einerseits durch Grimms Zeugnis gestützt ist, der freilich sein Wissen aus denselben Kreisen schöpfen mochte, wie Brentano, andrerseits durch Kerners Bemerkung, der ausschließlich durch Varnhagen belehrt sein konnte.

Unser Brief ist aber nicht bloß wichtig wegen der zur Erklärung des Romans wichtigen Nachricht, sondern wegen des unmittelbaren Anlasses, den er zur Besprechung des Romans

in den „Heidelberger Jahrbüchern“ bot, der kritischen Zeitschrift, an der die Romantiker eine Zeitlang tätigen Anteil nahmen. Wirklich erschien noch 1810 in dem genannten Blatt eine Kritik; ob Görres oder gar Brentano selbst der Rezensent ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Diese Besprechung (anonym) ist abgedruckt in den Heidelberger Jahrbüchern 3. Jahrgang 1810, 15. Heft (S. 347—349); daß V. damit zufrieden war, zeugt von großer Bescheidenheit. Gelobt wird in ihr nur die „kriegerische Katastrophe, die mit vielem Geiste und Leben dargestellt ist.“ Die literarischen Parodien werden als „widerwärtig“ bezeichnet. Die Stellen über Wilh. Meister haben den Kritiker „empört“, die Meinung, daß Wilhelm M. zu „dem gemeinsten befangensten Leben ‚übergehe‘, wird für irrig erklärt, Karl wird geradezu als „eine ganz widrige Natur“ bezeichnet.

Sonstige Besprechungen in öffentlichen Blättern sind mir nicht zugänglich geworden. In den beiden Jahrgängen der Halleschen und

Jenaischen Allg. Literaturzeitung von 1809 und 1810 habe ich vergeblich gesucht; für die Jenaische war dies mühsam genug, da das Exemplar der Königlichen Bibliothek keinerlei Register hat.

Auch in den Briefen jener Zeit ist kaum ein Urteil zu finden, wenigstens habe ich die Briefe von Friedrich und Dorothea Schlegel, die Werke „Aus Schellings und Schleiermachers Leben,“ die Arnimsche Briefsammlung, Goethes Briefe (1809, 1810) und einige Briefwechsel: G. und die Romantik, G. und Zelter vergeblich durchgesehen. Das einzige Zeugnis habe ich selbst vor einigen Jahren veröffentlicht: „Therese Huber“, Stuttgart 1901, S. 310. Es ist um so merkwürdiger, als es von einer Frau, freilich einer großen Leserin, herrührt, die mit den Berliner Kreisen gar keine Fühlung besaß und keine übermäßige Sympathie für die Romantiker verspürte. Es ist von 1809 datiert, an Emil von Herder gerichtet und lautet so: „Einen Roman ‚Karls Hindernisse‘ muß ich von der Gemeinheit ausnehmen. Der Ver-

fasser besitzt eine seltene Gewalt über die Sprache, Leichtigkeit, Kenntniß des guten Tons, eine lebendige Einbildungskraft, treffenden Witz — die Begebenheiten nach Art unserer neuen Romane so locker zusammenzuhalten, daß jedes Capitel aus einem Schubfach gezogen scheint. Er hat den tollen Einfall, Wilhelm Meister und Jean Paul als Romanpersonen einzuführen und sie so ganz komisch zu persifliren. Es wundert mich, wer es ist. Ein Nordländer ist's und es sind Anekdoten darin, die in meiner Göttingenschen Familie gang und gäbe waren." Die letztere Bemerkung kann sich nur auf das schon oben angezogene Anekdotenkapitel beziehen.

Die bedeutendste literarische Würdigung hat unser Roman durch E. T. A. Hoffmann (Die Serapionsbrüder, Werke ed. Grisebach VI. 102) gefunden. (Für das folgende vgl. Ellinger, Hoffmann, Hamburg 1894 passim.) In dem genannten Roman kommt ein Abschnitt vor, in dem von gemeinschaftlichen Arbeiten Verschiedener an einem Werke die Rede ist und als

Beispiel Karls Versuche und Hindernisse angeführt werden. Einzelne Szenen daraus, z. B. Jean Pauls Bücken beim Pflücken der Erdbeeren werden angeführt, und vorher heißt es: „ich kenne ein Buch, das auch von mehreren Freunden unternommen, aber nicht vollendet wurde. Es ist mit Unrecht nicht viel in die Welt gekommen, vielleicht weil der Titel nichts versprach, oder weil nöthige Empfehlung mangelte. Ich meine Karls Versuche und Hindernisse. Der erste Theil, welcher nur ans Licht getreten, ist eins der witzigsten, geistreichsten und lebendigsten Bücher, die mir jemals vorgekommen. Merkwürdig ist es, daß darin nicht allein mehrere bekannte Schriftsteller, wie z. B. Johann Müller, Jean Paul u. a., sondern auch von Dichtern geschaffene Personen, wie z. B. Wilhelm Meister mit seinem Söhnlein u. a. in ihrer eigenthümlichsten Eigenthümlichkeit auftreten.“

Hoffmann, der mit Chamisso zur Zeit des Nordstern-Bundes verkehrt hatte, aber ihm freundschaftlich erst nahe trat, als er definitiv

nach Berlin übersiedelte, ist überhaupt für Chamissos literarisches Schaffen wichtig. Gelegentlich zeigt er sich von Chamisso beeinflußt; aber dieser hat, wie Ellinger im einzelnen gezeigt hat, in seinem in Terzinen abgefaßten Gedicht „Das Malerzeichen" sich Hoffmann angeschlossen. Auch sonst hatte Hoffmann sich Chamissos Schaffen gegenüber freundlich gezeigt, z. B. zum „Peter Schlemihl" Illustration gemacht.

Trotz der einzigen zeitgenössischen (oben S. 178) nicht eben ermutigenden öffentlichen Stimme ging der Roman, wie die Beteiligten versicherten, seinen Weg. Aus den oben S. 137 ff. abgedruckten Zeugnissen geht hervor, daß an einem zweiten Teile von verschiedenen Seiten gearbeitet wurde, ja daß eine solche Fortsetzung, die auf dem Titel der ersten Ausgabe verheißen worden, ziemlich weit gediehen war. Von ihr ist jedoch bisher nichts bekannt geworden. Ich bin nun in der Lage, ein Fragment des zweiten Teils zu geben. Es ist nach der Versicherung

des Herrn Professors Stern, der die Varnhagenschen Papiere der Königlichen Bibliothek in Berlin geordnet hat, das Einzige, was dort von einer Fortsetzung erhalten ist. Es lautet so:

Die Versuche und Hindernisse Karls.

Zweiter Theil.

(Materialien, Notizen, angefangene Capitel.)

„Diese ganze Welt, all das saubere Gelichter, geht zugrunde. Ihr gleißnerischer Schein kann sie nicht retten. Daß es noch eine andre mitten in dieser gegeben, und ich sie nicht erkannt und gefunden, das ist ein verzweiflungsvolles Los. Indessen mag es Vielen so gehn.“ [1])

---

[1]) Bis hierher als Titel auf einem besonderen Blatt. Von Neumanns Hand das folgende, $4\frac{1}{2}$ sehr eng beschriebene Seiten von Neumanns, 2, die letzte nicht ganz zu Ende beschriebene Seite von Chamissos Hand. — Dr. in der Varnhagen-Sammlung der Kgl. Bibliothek.

Erstes Capitel[1]).

Das Lied des verschiedenen Kriegers und sein schöner Tod, von dem er Zeuge gewesen war, hatte sich tief und schmerzhaft eingegraben in Karls Gemüth. In dem Leben[2]) wie in dem Tode dieses Mannes sahe er auf das Herrlichste jene Idee zur Erscheinung gebracht, die ihm der Obrist am ersten Abend ihrer Bekanntschaft mitgetheilt hatte, daß nämlich das Leben des Einzelnen nur dann glücklich sein könne, wenn es eins sei mit dem Leben des Ganzen. Lebhaft erinnerte er sich jetzt jener Worte, und indem er gezwungen war, sein eignes, unseliges, der Gnade des Zufalls preisgegebenes Dasein[3]) mit dem Bilde zu vergleichen, das aus der Betrachtung jener Rede[4]) und aus der Anschauung des vor seinen Augen ent-

---

[1]) Von Varnhagens Hand darüber geschrieben: „Von W. Neumann“ „Zu Versuche und Hindernisse“ Teil II.

[2]) Vorher „Im Leben“ ausgestr.

[3]) Vorher „Leben“ ausgestr.

[4]) Vorher „Worte im“ ausgestr.

schlafenen Helden vor seiner Seele aufblühte, fühlte[1]) er eine unendliche Sehnsucht nach einem gleich kräftigen, göttlichen Handeln. Wenn er dann hineinblickte in sich selbst, und sah das Elend, das in ihm wohnte, dieses Streben ohne Kraft, diese Verlassenheit von allem, was er werth hielt, diese ewig unbefriedigte[2]) Liebe zu denen, in deren Namen er doch sich selbst verstoßen mußte; dann dehnte sich vor seinen Augen eine unendliche Kluft aus zwischen ihm und dem, was er zu leisten und zu besitzen wünschte. Von Tage zu Tage gerieth er weiter in eine dumpfe Verzweiflung, aus der ihn auch nichts Äußeres zu reißen vermochte, da er weder Menschen noch Bücher mehr sah; auch vermied er sehr sorgfältig alles, was von außen hätte auf ihn wirken können, da er sich nichts denken konnte, was ihn wohlthätig oder auch nur schmerzlos hätte berühren können, ja er hütete sich sogar, an die Fenster seines Zimmers zu

---

[1]) Vorher „so“ ausgestr.

[2]) Vorher Li ausgestr.; ursprünglich stand: ewige, Schluß e getilgt.

treten, um nur nichts fremdes zu erblicken. Von der Gräfin und Amanden erfuhr er gar nichts; er wußte nicht, ob diese noch lebe und fragte auch nicht danach, da sie, ob lebend oder todt, gleich unerreichbar für ihn blieb. So verflossen ihm viele Tage in ekelhafter Gleichheit, und doch konnte er nicht die Kraft über sich gewinnen, diesen Aufenthalt zu verlassen, so drückend er auch [1]) auf ihm selbst lastete, und so sehr er fühlte, wie widrig es den andern Bewohnern des Schlosses sein mußte, ihn noch dort zu wissen. Er ward fortwährend regelmäßig und sorgfältig bedient, welches er dem Umstande zuschrieb, daß man ihn für krank hielt; auch war er nahe daran, es von neuem zu werden, als ein unerwarteter Vorfall ihn ohne sein Zuthun aus dieser Lage riß. Ein Wagen rollte rasselnd auf den Hof des Schlosses, und als Karl gedankenlos ans Fenster trat, sah er zu seinem größten Erstaunen, den Grafen, seinen Vater heraussteigen, von dem

[1]) „Auch" übergeschr.

er seit seiner Entfernung aus seiner Vaterstadt nicht eine Silbe gehört hatte, und der auch, wie er bis jezt glaubte, von seinem Aufenthalte seitdem keine Nachricht hatte. Seine Zuneigung zu diesem war, bei der großen Verschiedenheit der Ansichten und des Charakters äußerst gering oder gar null, und das Zusammentreffen mit ihm war für Karl in diesem Augenblik höchst unangenehm, nicht nur, weil ihm der Einfluß seines Vaters auf ihn höchst lästig war, sondern auch, weil er vor dem Zurücktreten in die alten Verhältnisse und Umgebungen in der tiefsten Seele zurückbebte. Einen Augenblick noch schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß seines Vaters Einsprechen auf dem Schlosse blos zufällig sei, daß er von [1]) seinem Aufenthalte auf demselben nichts wisse und ihn auch von der Gräfin nicht erfahren werde, da diese seine Herkunft nicht kenne. Allein alle diese Vorstellungen wurden sogleich unterbrochen durch den Eintritt seines

[1]) Vorher „sei" ausgestr.

Vaters in das Zimmer. Verlegen trat Karl ihm entgegen, ohne zu wissen, wie er ihn empfangen, wie sich entschuldigen, wie ihn besänftigen sollte; aber der Graf machte seiner Verwirrung sehr bald ein Ende, oder gab vielmehr [Seite 2] gar nicht zu, daß sie sichtbar werden könnte, indem er den Worten, die Karl in seiner Bestürzung suchte und nicht finden konnte, mit einer ununterbrochenen Reihe von heftigen Vorwürfen in französischer Sprache in den Weg trat, die er ohne[1]) seinen Sohn auch nur ein einziges Mal zu Wort kommen zu lassen, mit gleicher Hitze und Geläufigkeit mehr als eine halbe Stunde lang fortsetzte, worauf er ihn[2]) beim Arm nahm und mit sich an den Wagen führte. Der Graf war bereits eingestiegen, und Karl wollte ihm eben folgen, als er von einer weiblichen Stimme mehrmals seinen Namen rufen hörte, und indem er sich umkehrte, fühlte er sich plözlich fest umklammert von Amandens Armen, gedrückt von ihrem

[1]) Vorher „auch“ ausgestr.
[2]) Vorher „seinen“ ausgestr.

Körper, geküßt von ihren bleichen Lippen. Sie starrte ihn an mit ihren erloschenen tief eingefallenen Augen und konnte kein Wort hervorbringen. Ihr Gesicht war mit Todtenblässe überzogen, ihre Wangen und ihr ganzer Körper leichenartig vertrocknet, und so fest hielt sie ihn mit krampfhafter Stärke, daß alle Bemühungen der Gräfin und einiger weiblicher Dienerinnen, die ihr nachgeeilt waren, vergeblich waren, sie von ihm los zu machen. Karl schauderte in dieser gräßlichen Umarmung, er stand da wie vom Donner getroffen, und glaubte zu sterben in ihren kalten Armen, Todtenschweiß brach aus seiner Stirn und er vermochte auch nicht eine Bewegung zu machen, um diese grausenvolle Scene zu enden. Auch die Gräfin sah sich verlassen von ihrer Kraft; sprachlos stand sie und weinte. Endlich schien der Krampf Amanden zu verlassen und zugleich das Leben: ihre Arme fielen herab und sie sank rückwärts nieder in die Arme ihrer Begleiterinnen. Ihr Haupt hing hinterwärts herab, wie eine zerknickte weiße Rose, die süßen Augen waren geschlossen,

und das Haar floß über den Händen der weinenden Gräfin zur Erde. Die Frauen trugen den entseelten Körper zurück in das Schloß, Karl[1]), der sich einer Ohnmacht nah, an den Wagen gelegt hatte, ward von den Bedienten hinein gehoben und sie rollten eilig davon.

Zweites Capitel.

Der Graf, der die ganze Scene nur neugierig mit angesehen hatte, ließ sich dadurch nicht abwen[2])den von der Lust, die es ihm machte, seine Vorwürfe und Scheltreden ins Unendliche fort zu[3]) setzen; und sein Genuß ward diesmal dadurch sehr erhöht, daß er den Träger seines Scheltens innerhalb den vier Wänden seines Wagens mit sich verschlossen hielt, so daß demselben gar keine Möglichkeit übrig blieb, sich vor ihm zu retten. Karl lag in seiner Ecke, gefoltert von den entsezlichsten Martern, die eine Seele erdulden kann, und

---

[1]) Vorher „und“, nachher „ward“ ausgestr.
[2]) Vorher „drin“ ausgestr.
[3]) Vorher „sezt“ ausgestr.

der Plazregen, den sein Vater über ihn ausströmte, war im Verhältniß zu seinen innern Schmerzen ein so kleines Übel, daß er es gar nicht achtete, ja daß es vielmehr als Zerstreuungsmittel recht wohlthätig auf ihn wirkte. Er antwortete daher auch, wenn der Graf seine Reden frageweise stellte, obwohl höchst einsilbig, doch mit einer Unbefangenheit und Kälte, als ob gar nicht von ihm, sondern von einem ganz fremden Menschen die Rede wäre. Hierdurch wurde der Eifer des Vaters immer größer, er rückte, wenn er einen sogenannten dummen Streich seines Sohnes abgehandelt, sehr hitzig gleich mit einem andern hervor, und so mußte Karl trotz seiner halben Aufmerksamkeit endlich bemerken, daß sein Vater alle seine Begebenheiten nicht erst von ihm erfahre, sondern bis ins kleinste Detail schon wisse. Sein Verdacht fiel sogleich[1]) auf Warner, und indem er sich mit Schmerzen an dessen leztes

[1]) Vorher etwa 6 Worte sorgfältig ausgestrichen. Die ersten lauten „anfangs auf“.

Ausbleiben und an all das Unglück erinnerte, daß ihm dadurch zugestoßen war, zweifelte er schon gar nicht mehr, daß dasselbe vorsätzlich und Warner ein Treuloser sei, der alle [S. 3] seine Heimlichkeiten seinem Vater verkauft habe. Dennoch war die Quelle, wodurch der Graf zu diesen Entdeckungen gekommen war[1]), eine ganz andere und wir wollen sie hier dem Leser gleich mitteilen. Wenige Tage nach dem Einmarsche des französischen Heeres in die Hauptstadt war ein Ordonnateur[2]) en chef in das Haus des Grafen einquartirt worden und als Commis desselben kein anderer als Striezelmeier. Dieser, der dem Feinde schon vorher als Spion gedient hatte, war durch diesen ganz einträglichen Posten dafür belohnt worden. Der Graf, der jeden Umstand zu seinem Vortheil zu benutzen pflegte, hatte den ihm sonst unbekannten Striezelmeier durch fortgesezte Höflichkeit und Zuvorkommen an sich zu ziehen gesucht, in der Hoffnung, sich und seine ansehnlichen Güter

1) Übergeschr., darunter dass. Wort ausgestr.
2) Vorher „französisch“ ausgestr.

durch ihn von manchen Kriegslasten frei zu erhalten, und Striezelmeier hatte seinerseits diese Aussicht auf Gewinn so wenig aus den Augen gelassen, daß er sich sehr fest an ihn angeschlossen[1]) hatte und mit ihm und der Gräfin auf einem äußerst vertrauten Fuß umging. Die letztere, die eine äußerst gutmüthige, aber eben so unverständige und plauderhafte Frau war, hatte sich durch Striezelmeiers angenommene Theilnahme und Seelengüte sehr bald ganz von ihm gewinnen lassen, und erzählte ihm bald alles, was sie auf der Seele hatte. So klagte sie oft gegen ihn über das Unglück, das ihr einziger Sohn Karl durch Überspannung und Schwärmereien und durch die vielfachen Torheiten und Unregelmäßigkeiten, die er dadurch begangen hätte, auf sie und ihr ganzes Haus[2]) gebracht habe und noch bringen werde. Dieser ungerathene Sohn, sagte sie mit Thränen, wird es endlich noch dahin bringen, daß mein Mann

[1]) Vorher nochmals auf neuer Zeile „an ihn“ ausgestr.

[2]) „Haus“ übergeschr.

seine Hand ganz von ihm abziehn wird, und dann werde ich sicher vor Gram sterben. Sie erzählte ihm hierauf die Begebenheit, die zwischen ihrem Sohn und Sophien vorgefallen war, auf folgende Weise: Eine Verwandte meines Mannes, deren sich, weil sie kein Vermögen besaß, die Familie gemeinschaftlich annahm, kam hierher, damit man hier besser für die Vollendung ihrer Erziehung und für ihr ferneres Schicksal sorgen könne. Sie wohnte in dem Hause eines andern Verwandten, besuchte aber auch das unsrige sehr häufig und ihre Liebenswürdigkeit, sowie die Hoffnung, daß sie von Seiten ihrer Familie eine reichliche Ausstattung erhalten werde, verschaffte ihr bald eine starke Anzahl von Freiern, unter denen sogar recht bemittelte und angesehene Leute waren. Besonders zeichnete sich unter ihnen ein Baron von ansehnlichem Vermögen, der, obgleich er schon ziemlich bei Jahren, doch in aller andern Rücksicht sehr liebenswürdig war, durch seine fortgesetzte und eifrige Bewerbung um sie aus. Allein sowohl ihn, wie alle an-

dern Bewerber wies sie mit einer Bestimmtheit und Kälte zurück, die meinen Mann um so mehr verwunderte, da sie außer einer vortheilhaften Verheirathung gar keine Aussicht auf der Welt hatte und die ihr jetzt angebotene von der Art war, daß sie die junge Dame über alle Lebenssorgen auf einmal hinweg[1]) gesetzt hätte. Lange Zeit konnte mein Mann nicht auf den Grund dieses bizarren Benehmens kommen, welches der ganzen Familie ebensoviel Erstaunen als Verdruß verursachte; endlich aber klärte sich ihm mit einem Male die Ursach davon auf. Ein ihm von ungefähr in die Hände gefallener Brief meines Sohnes an Sophien unterrichtete uns, daß sie in einem Liebesverständnisse miteinander standen, daß die jungen Leute sich Hoffnung machten, sich einst zu heirathen, und daß die Sache bereits so weit gediehen war, daß man die höchste [Seite 4] Zeit habe, sie zu unterdrücken, wenn sie nicht ernsthaft werden sollte. Mein Mann sowenig als

---

[1]) Nachher: „sezte“ ausgestr.

ich konnten in eine solche Partie willigen, da unser Sohn theils noch zu jung war und nach dem Plane meines Mannes erst noch die Reise durch Europa machen und dann eine passende Anstellung erhalten sollte, theils auch weil Sophie gar kein Vermögen hatte, und überdies die Ehen, die als [1]) Folge einer solchen romanhaften Leidenschaft geschlossen werden, selten glücklich ausfallen. Mein Mann faßte daher den Entschluß, die Sache sogleich durch Sophiens schleunige Verheirahtung mit dem Baron zu enden. Er verbot meinem Sohn allen Umgang mit Sophien und erklärte dieser, daß die ganze Familie sogleich sie ihrem Schicksal überlassen werde, wenn sie nicht einwillige, den Baron auf der Stelle zu heirathen. Sophie würde vielleicht auch jetzt noch nicht nachgegeben haben, wenn sie irgend jemand auf der Welt gehabt hätte, auf den sie sich hätte stützen können; allein ihr Halbbruder, der sie zwar zärtlich liebte, aber ebenfalls ohne Vermögen

[1]) Vorher „aus“ ausgestr.

war, befand sich gerade damals in Italien, und so blieb ihr schlechterdings kein Ausweg, als in den Plan meines Mannes einzugehen. Die Heirath wurde so geheim und so geschwind als möglich vollzogen, und mein Sohn erfuhr sie erst, nachdem sie nicht mehr zu hintertreiben war. Seit dieser[1]) Zeit stieg das schwärmerische überspannte Wesen desselben mit jedem Tage; trotz den Verboten meines Mannes und meinen wiederholten Bitten ließ er sich nicht mehr abhalten, seinen Umgang mit Sophien auch nach ihrer Verheirathung lebhaft fortzusetzen, so daß der Baron, an sich zur Eifersucht geneigt, oftmals seine Unruhe und seinen Verdruß deutlich merken ließ; allein wir hatten nicht mehr Macht genug über das schon ganz verkehrte und wie ich glaube durch die[2]) schwärmerischen Ideen einiger excentrischen Köpfe unserer Zeit angesteckte Gemüth unseres Sohnes, um etwas dagegen thun zu können, und wir mußten es daher dem Baron selbst überlassen,

[1]) Vorher „dem“ ausgestr.

[2]) „die“ übergeschr.

durch eigne Klugheit dem zu besorgenden Übel vorzubauen, bis zu der Zeit wenigstens, wo mein Mann unsern Karl auf Reisen zu schicken gedachte. Allein es scheint, daß er durch allzu heftiges Betragen und Härte gegen Sophie selbst den traurigen Ausgang der Sache herbeigeführt habe, den ich zwar leider selbst nicht genau kenne, worüber ich aber doch eine sehr traurige und nur zu wahrscheinliche Vermuthung habe. Ich bitte Sie indessen auf das inständigste, dasjenige, was ich Ihnen hier mittheile, streng geheim zu halten, so lieb Ihnen die Ruhe und das Leben einer unglücklichen Mutter ist. Wir hörten nämlich eines Morgens, daß unser Sohn schon am frühen Morgen ausgeritten wäre, und bald darauf verbreitete sich die Nachricht, daß der Baron in der Nacht auf seinem Landhause ermordet worden sei. Mein Mann, der sogleich hinaus fuhr zu Sophien, brachte zwar die Nachricht mit, daß sowohl aus dem, was Sophie darüber sage, wie nach dem, was er von den Bedienten des Hauses erforscht habe, sich vermuthen lasse, der Baron

sei von Räubern, die sich bei Nachtzeit in das Haus[1]) geschlichen haben, ermordet worden, besonders da man einen in [Seite 5] derselben[2]) Nacht erstochenen Mann des Morgens im Park gefunden habe; auch haben sich des Barons Erben, denen bei Sophiens Kinderlosigkeit die Hälfte der Erbschaft zufällt, bei dieser Vermuthung beruhigt, ohne weitere Nachforschungen deshalb zu machen; allein da gerade in jener Nacht auch mein Sohn von hier verschwunden ist, ohne seitdem auch nur eine Silbe wieder von sich hören zu lassen, so kann ich mich doch niemals einer bangen Unruhe erwehren, wenn ich an jene schreckliche Nacht zurückdenke. — Sowohl aus öfteren Beschreibungen Karls, die dessen Mutter ihm[3]) machte, als auch aus vielen andern Reden des Grafen[4]) und der Gräfin, die er sich zusammenstellte, hatte Striezelmeier[5]) bald erfahren, daß dieser Karl und

[1]) „Haus“ und „besonders“ übergeschr.
[2]) Vorher nochmals „in“ ausgestr.
[3]) „Ihm“ über, ausgestr. „Striezelmeier“.
[4]) Vorher „Kar“ oder „Kon“ ausgestr.
[5]) Vorher „dieser“ ausgestr.

der, den er früher kennen gelernt hatte, eine Person sei und er beschloß sogleich, aus dieser Entdeckung für sich den möglichsten Nutzen zu ziehen. Den Obristen, der ihm als ein russischer Emissär bekannt war, hatte er, so lange er ihn sah, sehr genau beobachtet, und dem Feinde von jedem seiner Schritte, den er erspähen konnte, sehr genaue Nachrichten gegeben, und auch Karl hatte er, von der Zeit an, da derselbe mit dem Obristen bekannt geworden war und sich an ihn angeschlossen hatte, keine Minute aus den Augen gelassen. Er konnte also dem Grafen eine sehr genaue Rechenschaft geben von allem, was seinem Sohne, seit dessen Entfernung aus der Hauptstadt begegnet war[1]).

---

[1]) Darunter von Varnhagens Hand: (Von W. Neumann.) 1819.

Zu „Versuche und Hindernisse“.

Teil II.[1])

Ich hatte in freudigem Kreise den Abend verlebt, und unter lermenden Spielen, berauscht von holder Frauen süsser Gegenwart und dem duftenden Pocale, den sie reichten, meiner selbst vergessen, ganz hin mich gebend, biß spät in die Nacht gewacht; schon hatten die Wächter zwölfe abgerufen, als die Gesellschaft sich aufgelöset habend, ich mich allein an der Seite Franzen auf[2]) der stillen Strasse wieder fand. Die Stadt schien ausgestorben. Die hohen Massen der Gebäude, darinnen alles Licht ausgelöscht war, ragten düster ernst wie Ruinen, im Silberschimmer den der Mond über den leuchtenden Schnee ergoß, durch welchen die nackte Erde an manchem Orte hervor dunkelte: von gleichem Gefühle ergriffen wanderten wir stumm neben einander und lauschten dem Ge-

---

[1]) Überschrift Varnhagens, der links an den Rand geschrieben hat „Von Chamisso 1819.“

[2]) Vorher „wie“ ausgestr.

reusche unserer gleichgemessenen Schritte in den gefrorenen[1]) Schnee. Es regte sonst sich kein Laut. Ich geleitete meinen Freund nach seiner Wohnung. Wie ich von ihm zu scheiden mich anschickte, ergriff er plözlich meine Hand und sprach schnell, das Schweigen unterbrechend: Glaube mir, bleib hier, — geh nicht nach Hause. Er hielt meine Hand fest und starrte mich mit seltsamen Blicken an: ich ward betreten[2]). Was ist Dir? frug ich ihn. Ahndung entwand sich wie aus beklemmter[3]) Brust mit dumpfem Tone die Andwort und ich sah Thränen aus seinen Augen[4]) über seine Wangen hin, wie über ein Marmorbild riseln[5]). Sei kein Kind, sprach[6]) ich, mich selber fassend, und sanft meine Hand aus der seinen lösend, wandt ich mich nach meiner Strasse. Er aber

---

[1]) Übergeschr. über gestr. „Schnee".
[2]) „eten" über ausgestr. „offen."
[3]) Vorher „ge" ausgestr.
[4]) Vorher „starren" ausgestr.
[5]) Vorher „voll" ausgestr.
[6]) „sprach" über ausgestr. „sagte".

blieb stumm und Regungslos in derselben Stellung. erst eine Zeit nachher, hört ich die Thüre seines Hauses drönend[1]) hinter ihm zu fallen.

Es war mir unheimlich zu Muthe und das Herz zugeschnürt, ich floh vor meinem eigenen Schrecken, und lief mehr als ich ging, meiner Wohnung[2]) zu. Da deuchte es mir, wie Tritte eines vor mir laufenden zu vernehmen und konnte doch nichts erblicken, wie hell der Mond auch scheine. Schon sah ich mein Haus und in hellem Mondlichte meine Fenster blinken, ich beschläunigte meinen Lauf; da rief es vor mir laut gellend meinen Nahmen: Adelbert! und ein gräßliches Gelächter erscholl rings. Niemand war aber zu sehen. — Ein Schauer lief mir über den gansen Leib und eiste[3]) mir das Blut in den Adern. ich stürzte besinnungslos

---

[1]) Übergeschr.

[2]) Übergeschr. über gestr. „Hause"; vorher „meiner" aus „meinem" verbessert.

[3]) Vorher „der" ausgestr.

in die offen stehende Hausthüre und die Treppe hinan, und hohlte erst Athem[1]) und sammelte mich erst, indem ich meiner Stuben Thür eröffnete. Ich trat hinein.

da saß mondbeschienen auf meinem Stuhle[2]) an meinem Arbeitstische, in den Selben Kleider, die ich eben trug, meine Gestalt. Ich ward vom Anblicke wie an den Boden gewurzelt. Das Gespenst aber kehrte[3]) den Kopf nach mir und sah mich schüchtern an, ich stand immer noch zweifelnd und es sah mich an. endlich faßt ich mir ein Herz und ging auf das Bild zu; es erhob sich geräuschlos vom Size und wich von mir[4]); wie ich ihm nahte und sah mich furchtsam an, — es zog sich bis an die Ecke[5]) am Fenster[6]) zurück, darin es sich preßte,

---

[1]) Über dem e ein schräger Strich wie ein accent grave.

[2]) Vorher „Arbeitsti“ gestr.

[3]) Über gestr. „drehte“.

[4]) w. v. m. über gestr. „zog sich zurück“.

[5]) Vorher „eine“ ausgestr.

[6]) „a. F.“ über gestr. „des Zimmers“.

immer scheu nach mir blickend[1]). Es streubte sich mir das Haar empor und ich zögerte in Todes Angst, wie ich davor kam[2]), mich also doppelt und in zwiefachem Schrecken[3]) vor mir selber zu gewahren[4]) endlich wolt ich versuchen[5]) den Arm nach dem Phantome aus zu[6]) strecken und darnach zu[7]) greifen — da langte hinterrücks eine eiskalte Hand nach mir und packte mich in den[8]) Nacken und zog mich durch die Luft biß gen[9]) die Tühre. Da ließ sie mich los, ich hörte mich wie eine bleierne Masse auf den Boden fallen.

Hier ließ[10]) Adelbert die Stimme sinken, ein

---

[1]) Über gestr. „sehend".

[2]) Die zwei letzten Worte sind nicht sicher zu lesen.

[3]) Vorher „Angst" gestr. „zwiefachem" aus „zwiefacher" geändert.

[4]) Vorher „sehn" gestr.

[5]) e. w. i. v. über gestr.: „ich wolte".

[6]) „aus zu" übergeschr.

[7]) „zu" übergeschr.

[8]) „den" übergeschr.

[9]) Vorher „gehn" gestr.

[10]) Vorher „unterbrach" gestr.

tiefes Schweigen herrschte in der[1]) Gesellschaft, spät nur erhoben sich Stimmen und baten ihn bang[2]), die Folge des seltsamen Abentheuern zu verkünden[3]). Er nahm wieder das Wort.

Was weiter folgt, das fraget mich nicht: am andern Tage wie es hell kaum ward kam aus freundlicher Besorgniß getrieben, Franz zu mir herauf. Ich lag todt auf dem Boden ausgestreckt hart bei der Thüre. — Man sagt er habe viel um mich geweint.

Die zwei von Varnhagen in einen Umschlag gelegten und von ihm als zu einem Werk gehörig bezeichneten Fragmente unterscheiden sich äußerlich und innerlich ungemein.

---

[1]) „ein — der" am Rand; vor „ein" „und" gestr., vor „Gesellschaft" ein nochmaliges „der" gestr.

[2]) So soll es wohl heißen; in der Handschr. steht: „mit bang" darauf: „em Tone" gestr., so daß nur vergessen ist, das Wort „mit" zu tilgen.

[3]) „künden" über gestr. „melden".

Äußerlich dadurch, daß Neumanns Manuskript, wenn auch schnell hingeschrieben, verhältnismäßig wenig Verbesserungen bietet und im Ganzen durchaus korrekt ist, während das Chamissos stark korrigiert und trotzdem voll von Fehlern ist. Es ist sehr lehrreich an diesem Beispiel einmal zu zeigen, wie Chamisso in den Jahren seiner Reise deutsch schrieb, und wie durch Hitzig seine Briefe sprachlich stark geglättet gedruckt wurden. Auch der innerliche Unterschied ist groß: Neumann knüpft an den Stoff der Haupterzählung an und operiert mit Figuren, die dort eine wesentliche Rolle spielten. Sehr merkwürdig ist die Rolle, welche Striezelmeier, also Johannes von Müller zugeteilt ist: er ist hier durchaus der französische Spion, der für seine Günstlinge Vieles zu tun fähig ist. Schade nur, daß keine Andeutung vorhanden ist über seine Wiederbegegnung mit dem nicht eben sänftiglich nach der Heimat zurückgeführten Karl, — gewiß waren dabei tragikomische Szenen beabsichtigt. Nicht minder bedauerlich ist, daß über die Fortführung der Intrige,

hauptsächlich Karls Schicksale nichts weiter bekannt ist.

Chamisso dagegen erfindet Neues und führt statt bekannter Personen des Romans sich selbst ein (ob er mit seinem Freund Franz etwa Theremin oder den Franz des Romans gemeint, muß dahingestellt bleiben); statt des ruhigen Ernstes jenes läßt er recht burlesken Humor walten, der die Seele nach dem vorhergegangenen Schauer, der mit absichtlicher Breite geschildert ist, wahrhaft befreit.

Das Datum, das Varnhagen hinzugefügt hat, ist für den Neumannschen Anteil sicher falsch; wir wissen aus seinen ganz bestimmten Zeugnissen, daß die beiden ersten Kapitel, der Anfang des zweiten Teils schon 1812 geschrieben waren. Für Chamissos Kapitel würde 1819 jedenfalls eher passen als 1812, da in dem letztgenannten Jahre Adelbert noch in seiner Heimat war, wie die beiden folgenden Abschnitte dartun werden. Dieser Zeitpunkt würde um so besser passen, als gerade auch in diese Periode diejenigen Arbeiten fallen, die

man als Vorlage für Chamissos Darstellung bezeichnen könnte: E. T. A. Hoffmanns Erzählungen. Es wäre möglich, daß von Chamisso Hoffmanns „Das alte Haus" benutzt worden ist, dem seinerseits eine Episode von Fouqués „Zauberring" zur Quelle diente (vgl. G. Ellinger: Hoffmann S. 120.)

IV.

Chamisso und Helmina von Chézy.

Wer in den Mannesjahren seine Gattin preist und ihr Liebe und Treue wahrt, der braucht nicht immer ein Heiliger gewesen zu sein; durch kleine Abenteuer verliert er nichts an seiner Würde und an der Ehrfurcht, die man ihm zollt.

Aus Chamissos Berliner Frühzeit ist seine Brautschaft mit seiner schönen Landsmännin Ceres Duvernay uns bekannt; während ihrer Dauer knüpfte er, wie aus ungedruckten oben im zweiten Abschnitt mitgeteilten Briefen ersichtlich ist, manchen kleinen Liebeshandel mit Berliner Damen an. Als er, bald nach Preußens Katastrophe, nach Frankreich ging, sollte er, nach dem Wunsche seiner dortigen Verwandten,

ein von diesen ausgesuchtes reiches Mädchen ehelichen; er widerstand; doch vermag man nicht zu sagen, ob seine Weigerung etwa darin begründet war, daß Liebesbande ihn anderweitig fesselten. Frankreich aber, wo ihn später auch die Allerweltssirene, Frau v. Staël, für kurze Zeit in ihre Netze zu ziehen wußte, wurde der Schauplatz des folgenden Liebeshandels.

Dort, während der Winterszeit in Paris, zum Sommer in Montmorency, lebte eine deutsche Schriftstellerin: Helmina v. Chézy. Dichterin[1]) war sie schon in dritter Generation, ihre Großmutter war die „berühmte" Karschin, die schneller Verse schrieb, als andere Prosa; ihre Mutter Karoline Luise v. Klencke, die, angeregt durch die Edition der mütterlichen Poesien auch schüchtern den Pegasus bestieg.

---

[1]) Vgl. dagegen das grausame Wort Wilh. Grimms an Görres 1811 (Briefe II. 229): Die Übersetzungen der Chézy seien eben so schlecht als ihre eigenen Gedichte; „die Poesie der Frauen stiftet doch wenig Rechtes und Gutes und so muß es eigentlich der Karschin zugeschrieben werden, daß ihre Enkelin sich einbildet, eine Dichterin zu sein."

Helmina selbst hatte ein schicksalsreiches Leben zu führen. Sie wurde am 26. Januar 1783 in Berlin geboren, schlecht erzogen und schon sehr jung am 19. August 1799 mit dem Freiherrn K. Gustav v. Hastfer, einem rohen und verschwenderischen Manne verheiratet. Die Ehe war unglücklich — wie die dichterische Fähigkeit so schien Helmina auch die Unfähigkeit, sich in geordneten Lebensverhältnissen zu bewegen, von den vielerfahrenen weiblichen Vorfahren geerbt zu haben. Wenige Monate nach Eingehen der Ehe beantragte sie die Scheidung, am 28. Oktober 1800 setzte sie sie durch. Nun zog Helmina zur Mutter zurück. Beide Frauen besaßen nicht viel; als Frau v. Klencke 1802 starb, war Helmina mittellos.

Sie war schon vor dem Tode der Mutter nach Paris gegangen. Von der damals berühmten ihr von Berlin aus bekannten Frau v. Genlis gefördert, durch die deutschen Literatenkreise unterstützt, schriftstellerte sie viel für deutsche Journale, gab auch selbst im Cottaschen Verlage eine Zeitschrift „Französische Miszellen“

heraus (1803—7), die es auf 18 Bände brachte. Ihr Name war als Herausgeberin und Dichterin in der Heimat wohlbekannt, und den Berlinern besonders vertraut durch zahlreiche Beiträge, die sie in die Blätter der Residenz, die Monatsschrift „Eunomia“ u. a. sendete.

Als daher Chamisso in Gemeinschaft mit Varnhagen im Winter 1803/4 den ersten Jahrgang des Musenalmanachs erscheinen ließ, hielt er sich für verpflichtet, der berühmten gleichaltrigen Kollegin ein Exemplar mit folgendem französischen Billett zu senden:

Madame[1])

L'orsque l'on a eu l'honneur d'être connu de vous on est jaloux d'occuper une place dans votre souvenir. J'ose, Madame, profiter d'une occasion de rappeler mon nom à votre mémoire. Daignez, Madame, recevoir de ma main l'hommage que mes

---

[1]) Mscr. im Varnh.'schen Nachl. d. Kön. Bibl. Auf dem Briefe steht: Adelbert von Chamisso an Helmina von Hastfer (nachherige Chézy) (von Varnh. Hand.)

amis auroient cru devoir à l'aimable et charmant auteur des Französische Miscellen. — La beauté est la déesse de la poésie.

Agréez les assurances du profond respect avec lequel j'ai l'honneur d'être.

Madame
votre très humble et très
obéissant serviteur.

v. Chamisso
Officier au régiment de Götze.

Berlin ce 2 novembre 1803.

Aus diesem Briefe geht hervor, daß schon in Berlin eine persönliche Bekanntschaft stattgefunden haben muß — Hastfer war Chamissos Kamerad. Schon während des kurzen Zusammenseins der Beiden in Berlin mögen die beiden jungen, der Poesie zugewandten Wesen Wohlgefallen aneinander gefunden haben. Kein Wunder, daß Chamisso, der leicht Entzündliche, schwärmte, als er die reife, schöne und durch ihr Temperament unglückliche Frau wiedersah.

Helmina hatte 1805 in Paris den bekannten Orientalisten Chézy geheiratet, einen schönen, gelehrten, guten Mann, dem sie zwei Söhne gebar, Wilhelm, der später als Schriftsteller, Max, der als Künstler tätig war. Auch diese Ehe war nicht glücklich, meist durch Helminas Schuld: die phantastisch angeregte, pathetisch schwärmende, äußerliche, für Huldigungen empfängliche Frau, war keine passende Lebensgefährtin für einen Mann, der ausschließlich seinen Büchern und seiner Wissenschaft lebte. Sie muß sehr schön gewesen sein, manche von namhaften Künstlern angefertigte Porträts beweisen dies; sie selbst hat, freilich nach vielen Jahren, sich selbst folgendermaßen geschildert: „Mein Haar von feinstem Golde, meine hellblauen Augen, mein rosiger Mund mit sanftgerundeten Lippen, meine schneeweiße Haut, mein schlanker Wuchs.“

So trat sie 1810 Chamisso gegenüber, als dieser wiederum nach Paris kam. Er war dorthin gereist, um eine ihm angetragene Professur in Napoleonville anzutreten; da die Stelle

seltsamerweise anderweitig besetzt war, ging er bald weiter zu Frau von Staël. In den seit lange bekannten Briefen ist manchmal von Helmina die Rede. Daß er die Bekanntschaft mit ihr erneuert habe und mit ihr arbeite, schrieb er am 8. April; am 17. Juni teilte er einem Freunde ein Lied Helminens mit, das ihm gut gefallen habe; am 24. Juni entwarf er einer Freundin, die er gern Schwester nannte, folgendes Porträt: „Ihr ganzes Leben, das sie mehr aus Begeisterung als nach klugem Plane gelebt, ist eine lange Kette von Mißgeschicken, die sie jedoch mit Muth ertragen. Sie ist gut, rein, ganz Liebe, unbegreiflich wie jedes Weib. Sie hat zwei Kinder und eigentlich keinen Mann mehr. (Chézy zeigte sich nämlich geneigt, Helmina mit ihren Kindern nach Deutschland ziehen zu lassen.) Die Buben sind wahre Raphaelische Engel mit goldnen Locken und blauen Augen; sie bändigt sie schlecht; sie liebt sie unendlich . . . Sie ist ganz ungelehrt, nur liederreich (im ersten Druck hatte infolge eines Druckfehlers: liederlich gestanden,

was Helmina sehr übelnahm),[1]) doch keine Dichterin. Sie hat aber ein unglaubliches Talent zu schreiben." Und am 15. August beauftragte er einen in Paris weilenden Freund: „Besuche doch einmal Helmina v. Chézy . . ., wenn du sie siehst, sag ihr alles zärtlichste von mir."

Das ist alles, was man bisher über das Verhältnis der beiden wußte.[2]) Ungedruckte Briefe (in der Königl. Bibliothek in Berlin) setzen mich in den Stand Genaueres mitzuteilen. Zunächst zwei Briefstücke Chamissos an seinen Freund, den schon oben genannten Louis de la Foye. Ihm, der als Professor in Caen ein beschauliches Leben führte, mag er bei einem persönlichen Zusammentreffen im Jahre 1810 von der schnell erwachten Neigung gesprochen haben; in den grade aus jenen Jahren sehr seltenen Briefen finden sich nur folgende zwei Andeutungen:

---

[1]) Vgl. ihre merkwürdige Äußerung in: „Unvergessenes. Denkwürdigkeiten." Lpzg. 1858. I, 335.

[2]) Helmina (a. a. O. I, 327) nennt bei Erwähnung des Aufenthalts in Montmorency Chamissos Namen nicht.

An de la Foye.

Chaumont 1810.

„Wie Helmina hier in der Nähe zu kommen gedachte, merkt' ich, daß von meinen Verhältnissen mehr, als wirklich ist, gewußt und geglaubt werde. (Schlegels mit dem ich bei gegenseitiger Achtung ganz stumm bin und die Staël.) Die Herrin sprach auch frei heraus darüber — sie glaubte sie in andre Umstände — nach wechselseitiger begründeter fester Achtung mußt' ich der Staël mein ganzes Herz sagen. Helminen hab' ich das alles nicht ganz gesagt und ihr nur Lieb' und Achtung zu der Staël einzuflößen gesucht.“

An denselben (8. September 1811): „Ich werde Helmine auf dieser Reise sehen, ich habe hie und da nur wenige räthselhafte Zeilen von ihr erhalten — das Unglück dieser letzten Zeit hätte ihr die Kraft gegeben, mich zu sehen und Abschied von mir zu nehmen, Kampf, unersetzlicher Verlust, Entsagung, solche Worte: wie sehne ich mich Sie zu sehn — Sie liebt mich wirklich mit Hingebung, Fülle, Selbstvergessen-

heit, oder es war doch so — und ich bedarf der Liebe.“ Am Rande: „Helmine ist jetzt in Aschaffenburg beim Professor Windischmann.“

Man sieht aus diesen Stellen, in denen absichtlich, um ihnen den Reiz der Unmittelbarkeit zu lassen, die kleinen Sprachfehler stehen geblieben sind, die sich in den frühern Briefen Chamissos so vielfach finden, man sieht, daß die beiden fast gleichaltrigen, in der Kraft ihrer Jahre stehenden, durch gemeinsame Liebe zur Dichtung einander genäherten, auch durch eine gewisse nationale Gleichartigkeit — beide Deutsch-Franzosen — zu einander gebrachten Menschen in inniger Liebe verbunden waren, daß aber die Verhältnisse ihnen entgegentraten.

Wer diese Zeugnisse indes nicht als vollgültig betrachtet, mag durch die folgenden Verse belehrt werden, die in Chamissos Handschrift sich bei den gleich mitzuteilenden Briefen befinden.

An Helmina v. Chézy.

Du der Lieb' und Milde
Ew'ge Segenshand

Laß mich weinend danken
Was ich wiederfand,
Hier im schönen Land
Das mir Frieden gab
Sei vom Liebesregen
Sanft betaut mein Grab.

Darunter steht mit Bleistift von Helminens Hand: „Geschrieben für mich von meinem Adelbert 1812.“

Das Datum ist gewiß falsch; es muß 1810 heißen, da 1812 die Liebenden schwerlich zusammen waren: sie lebte damals in Süddeutschland, er in Berlin. Das Zeugnis der Helmina, daß die Verse für sie geschrieben sind, ist deutlich genug; man kann sie so deuten, daß sie den Wunsch nach einem frühen Tod im Heimatlande ausdrücken, in dem der Dichter die Geliebte wiederfand. Wie hoch aber Helmina diese Verse hielt, bewies sie dadurch, daß sie in ihre Poesien (Gedichte der Enkelin der Karschin, 2 Bände, Aschaffenburg 1812) diese Strophe, fast ohne jede Veränderung (nur in der 5. Zeile ein mattes „Und“ statt „Hier“)

als letzte Strophe des „Morgenlieds“ (Gedichte II, S. 16) aufnahm.

In dieser Gedichtsammlung nun (in der Chamisso als einer der wenigen Berliner Subskribenten, außer ihm von Schriftstellern noch Arnim, Hitzig, Fouqué, Goethe als der einzige Weimaraner aufgeführt ist) trägt keines unseres Dichters Namen, aber man könnte meinen, daß die schmerzvollen Liebesgedichte (Bd. II, S. 15 f.) ein Nachklang der späten Liebe sind. Verse, wie die folgenden, betitelt „Einsames Weh“:

War alles hin auf Erden
War alles öd und still
Dacht Weinen nur und Sterben,
Da fand ich spät noch dich.

An deinem Herzen weinen
War da mein selig Weh.
An deinem Busen sterben,
War da mein Hoffnungstraum.

Nun muß ich weinen, sterben,
Doch nicht an deiner Brust,
Nun ist die Thräne bitter
Nun ist der Tod ohn' Lust.

drücken Liebe und Schmerz der Unbefriedigten aus.

Was uns jedoch fast ein Jahrhundert ein Geheimnis war, blieb den Freunden nicht verborgen. Aus ihren ungedruckten Zeugnissen geht nicht nur hervor, daß sie das Einverständnis Adelberts mit der schwärmerischen Poetin begünstigten und gern gefördert hätten, sondern daß sie auch, wenigstens der französische Intimus, von Irrungen unterrichtet waren, die zwischen den Liebenden sich ergeben hatten. Die folgenden Briefstellen, fast alle den Handschriftenschätzen der Königl. Bibliothek in Berlin entnommen, tun dies im einzelnen dar.

De Lafoye an H. v. Chézy.

23 August 1810.

Ihr letzter Brief hat mich tief gerührt. Es ist als sollte ich die ganze Hoffnung fahren lassen und doch sagen Sie mir: Geduld versöhnt das Schicksal . . . Die Bangigkeit in der Sie leben, das Unglück, das Ihnen zu drohen scheint konnte noch als Gewitterwolke vorüber-

gehen. Nur Muth und Ausdauer ... Ich habe heute A. (= Adelbert) einen Auszug aus Ihren Briefen gesendet. Er schreibt mir, daß Sie es erlauben. Doch gestehe ich Ihnen, daß ich diese Mittheilung ungern that, unter Euch beide, fühle ich, muß sich jetzt kein Dritter mischen.

Lafoye an Chamisso.

25. Februar 1811.

Ist es denn wirklich so mit Helmine ... Ich mag grübeln und forschen wie ich will, so kommt es mir immer so fremd vor. Selbst die letzten Zeilen von ihr — will sie Dich denn wieder rufen, wenn sie eines anderen müde ist? Du weißt ich sah diese Verbindung ungern, aber ich war sehr entfernt dieses zu vermuthen.

Fouqué an H. v. Chézy.

Ende Januar 1812.

An Adelbert dem mir im tiefsten Herzen lieben Freund und Bruder, habe ich vor einigen Tagen geschrieben, ihn dringend nach Deutschland zurückgerufen; möge irgend ein belebender

Frühlingshauch ihn lösen aus den glänzenden Eisbanden, die ihn fern von uns halten, ohne ihm einen einzigen erquickenden Augenblick zu schenken und wer bedarf und verdient es mehr als gerade Adelbert unter offenen, treuherzigen innig liebenden Freunden zu leben.

Hitzig an H. v. Chézy.

21. Februar 1812.

[Schickt ihr einen Brief Chamissos.]

Ich habe ihm ungefähr geantwortet, da ich die Macht nicht kenne, die ihn bände, und er selbst sie mir auch nicht angeben könnte, so wisse ich nicht, wie dagegen ankämpfen. Uebrigens habe ich vermieden ihm ernst oder vielmehr strenge zuzusetzen, wodurch ich wohl etwas über ihn vermag. Aber ich habe ihm abermals mein ganz von Liebe und Sehnsucht erfülltes Herz gezeigt und unter Voraussetzung Ihrer Genehmigung abgeschrieben was Sie mir über ihn mitgetheilt. Ich will ihn nämlich nicht zwingen zu uns zurückzukehren, weil ich am Ende eben, da ich die Gewalt nicht kenne

die ihn festhält, ihm hier doch keinen Ersatz für dort verlorenes Gut zu geben im Stande sein möchte, denn daß bloß die Kraft der Trägheit, die groß in ihm ist, ihm Blei an die sonst mobilen Füße hängt, kann ich doch nicht glauben und wenn er nicht aus Liebe kommt, warum soll er denn überhaupt kommen? Ich kann nicht schwelgen wollen, wo er darbt, ja wenn ich ihn hier hätte, das wäre ein Anderes, aber ihn herziehen . . . Ich kann es nicht über mich gewinnen, eben weil ich es so sehr wünsche. Denken Sie anders über das Verhältniß, theuere mir durch Adelberts Liebe gewonnene Freundin so seien Sie aufrichtig gegen mich und leiten meine Schritte gegen ihn.

Fouqué an H. v. Chézy.

22. März 1812.

Unser armer Adelbert, wohl sprechen Sie recht gehaltvoll und wahrhafte Worte über ihn aus. Es mag übrigens wirklich so sein, daß die Leute dorten meinen ihm einen rechten Dienst zu thun, und ihn vor Gefühlen und

Ansichten zu retten, die ihnen unstatthaft vorkommen, weil sie ihnen unfaßlich sind. Aber sie schnüren ihm nichtsdestoweniger vor lauter Dienstbeflissenheit die Kehle zu. An mir liegt es nicht, wenn er die unwürdigen, erdrückenden Bande nicht sprengt. In jedem Brief sage ich ihm aufs Dringendste und Unverhohlenste, daß er es soll und muß. Mit der Conaxa [Lustspiel Chs.] ist es ein trauriges Symptom, aber das sich unvermeidlich bei solchen Uebeln kund giebt. Welch eine Fülle von Kraft, Ehrlichkeit und Geist liegt in dem wackern Menschen und sie ahnen dort gewiß nicht einmal die Herrlichkeit des Baues an dessen Zerstörung sie arbeiten. Das ist nun schon der zweite Freund, der mir in jene Schlinge gefallen ist, und ich möchte beinah an Hexerei glauben, aber man thut dem neumodischen Treiben wohl vielzuviel Ehre damit an.

Fouqué an H. v. Chézy.

23. April 1812.

Adelbert hat mir vor kurzem geschrieben. Leider ist an kommen noch garnicht zu denken.

Bis jetzt hielt er sich mit der Ungewißheit über unsere preußischen Verhältnisse hin. Nun diese günstig und gesichert entschieden sind, sagt er rein heraus, er könne doch nicht kommen, ohne daß ich besser verstehe warum nicht. Denn es mißfällt ihm dorten nach wie vor.

Hitzig an H. v. Chézy.

23. Mai 1812.

Sie glauben nicht, wie wohl mir die Nachricht von Ihrer Zufriedenheit mit Ihrer jetzigen Lage thut. Sie Aermste haben bisher auch nicht zu denen gehört, die an Fortunas Gürtel hangen. Ich weiß alles und freue mich darum der wiedererlangten Ruhe. Adelbert schreibt mir in seinem letzten Brief: „Wenn Du eine Lage für mich weißt, wo ich still bürgerlich mir und vielleicht meiner Familie, wenn ich eine gewinne, leben kann, so pfeife und ich komme.“

Helmina v. Chézy an Fouqué.

Diese einzige Stelle gedruckt in: [Briefe an Fouqué 1848, S. 53, 31. Juli 1812.]

„Mit der Staël haben Sie ganz Recht. Adelbert hat mir schon sehr lange nicht geschrieben. Auch Ihnen nicht? — Sein letzter Brief sagte mir, er bliebe noch in Coppet, die Staël sei fort mit Wilh. Schlegel.“

Viele Jahre vergingen, aus denen keine Zeugnisse des Verkehrs beider erhalten sind. Chamisso studierte in Berlin Naturwissenschaft und unternahm 1815 seine Weltreise, Helmina widmete sich in dem Befreiungskriege der Pflege der Verwundeten und hatte infolge ihres Übereifers schwere Widerwärtigkeiten zu bestehen, unangenehme Prozesse, aus denen sie schließlich siegreich hervorging.

Davon machte sie Chamisso in einem Briefe vom 11. August 1816 Mitteilung, zu dessen Verständnis nur wenig voranzuschicken ist. Der darin erwähnte Eduard ist der mehrfach erwähnte Julius Eduard Hitzig, Buchhändler, später Kammergerichtsrat, Herausgeber von Chamissos Werken. Wilhelm ist Helminens Sohn, der sich später recht unkindlich gegen die Mutter benahm. Koreff, Arzt, Chamissos Jugendgenosse in der Berliner

Frühzeit, war für Helmina als Arzt in Paris tätig gewesen; Varnhagen, der ihn sehr liebte, hat ihm manch biographisches Blatt gewidmet. Hoffmann ist E. T. A. Hoffmann, der romantische Dichter, der sich als Zeichner hervortat und oben mehrfach erwähnt ist. — Für den in diesem Kapitel behandelten Gegenstand ist besonders die Stelle wichtig, die im folgenden gesperrt gedruckt ist. Der Brief selbst lautet:

Helmina v. Chézy an Chamisso.

Berlin, 11. August 1816.

Mein lieber Bruder, mein Adelbert! Laß Dich süß aus dem Lande der Jugend, aus Deinem lieben Berlin begrüßen, wohin ich und meine Söhne mit Gott und auf Gottes Wegen gelangt sind. Gestern war ich bei Eduard, der eben Briefe von Dir erhalten, den an Deinen Bruder habe ich mit herzlichen Thränen gelesen. Gott segne Dich, Du liebes Herz! Gott erleuchte Dich auf Deiner Bahn und erfreue Dich! Seit 24. Merz bin ich in Berlin. Dein Brief von Deiner Reise datiert, liegt unter den

wenigen Papieren, die ich auf den Feldzug mitgenommen hatte und ich habe mich oft daran erquickt. Mein frommes Werk hat eine so gewaltige Ausdehnung durch Hindernisse bekommen, welche schlechte Menschen mir in den Weg gelegt, mein Herz blutet an viel schweren Wunden, die nicht eigenen Schmerz umfassen, wenn ich sie gleich als eignen Schmerz fühle. Doch ist noch immer Gutes zu hoffen, Licht und Leben auch in dieser Sache der Unglücklichen, für welche ich mich bisher fruchtlos verwendet. Man ist nämlich sehr undankbar und grausam gegen die Werkzeuge unsrer Rettung. Die ausgepreßte Citrone wird weggeworfen — ich habe alles in Gottes Hand gelegt. Thu Du auch so, wo Dich etwas schmerzt. Wüßt ich doch nur, ob auch dies Blatt in Deine Hand glücklich gelangte, so würde ich den heutigen Tag zu Abschreiben vieler lieben blühenden neuen Dichtungen verwenden und sie Dir beischließen. Auf den Zufall hin kann ich es nicht. In Deinem Kreise bin ich einheimisch, Dein liebes sprechendes Bild von Hoffmann

erquickte mich am 28. May, meinem und Wilhelms Nahmenstag zugleich mit der aus Hitzigs Munde mir so willkommenen Nachricht des ersten Gutachtens des Kammergerichts über meine Rechtsangelegenheit gegen die Mißhandler unserer Verwundeten. Zugleich sahn wir zum ersten mahl Koreff wieder, der Wilhelmen noch immer so theuer ist und der Abend bei Eduard war besonders für die Kinder schön, ich war zu stark ergriffen von Gegenwart und Erinnerung, um ihn zu genießen. Das war ein Angebinde, ein Blumenstrauß von Himmelsschlüsseln. Komme nur froh und glücklich wieder, lieber herziger Adelbert, ich habe die heiterste Ahnung von Deinem Geschick und Deiner Wiederkehr! Ob ich nach 2—3 Jahren, in denen Du wieder hier seyn kannst, noch hier bin, weiß ich nicht. Vom lieblichsten und liebevollsten Kreis von dem mir so ganz neuem Glück, unter Menschen zu seyn, die mich verstehn und anerkennen, ist's schwer zu scheiden, doch ruft mich das stille, schon gewohnte Leben und Weben in der ewigsüßen Natur auch wie-

der nach der südteutschen Heymath und auch die Sorgen und Bedürfnisse des Lebens lasten nicht so schwer in jener glücklichen Luft. Kann ich mich hier doch wieder herzinniglichst nach Montmorency zurücksehnen. Schöne Zeit! — Mein Adelbert, es ist etwas Großes und Seliges um eine recht wahrhaft süße Lebenszeit, sie leuchtet durchs ganze Leben. Ich habe auf meiner Reise hieher die Bekanntschaft und Freundschaft mit der lieben ehrwürdigen Familie meines Vaters geschlossen, auf Schloß Himmelschauburg bey Pirmont. Sodann hab' ich auch durch ein Wunder das schmerzlich entbehrte Pettschaft meiner seligen Grosmutter wiedererlangt, welches mir 15 Jahre gefehlt und der Mutter gestohlen war. Treu und innig habe ich die alten Freundinnen und Freunde wiedergefunden und viel Neues, das nicht minder herrlich ist: in schweren Leiden himmlischen Trost in Freundschaft und Liebe. Was mich angeht, habe ich täglich Gott für mein Geschick innbrünstig zu danken, doch das Leid meiner Pflegekinder

lastet herzzerreißend auf mich und die Unmöglichkeit viel zu helfen. Auch dies werd' ich überwinden, da ich es tragen muß. Wilhelm und Max entfalten sich herrlich, weit über Hoffen und Erwartung. Ein überreicher Trost blüht mir in Beyden. Sie küssen Dich herzlich und auch ich, mein sanftes liebes Herz! Dich seegne Gott mit seinem schönsten Seegen!

Eilften August 1816.

Deine Helmine.

Wann Chamisso dieser Brief erreichte, ist nicht bekannt; beantwortet hat er ihn nicht; jedenfalls wurde keine Antwort abgesandt. Im Oktober 1818 kehrte er nach Berlin zurück und rüstete sich, das stille häusliche Leben eines deutschen Gelehrten zu führen. Im Frühjahr 1819 verlobte er sich mit Antonie Piaste, die er schon als Kind gekannt hatte. Von seinem Glücke machte er den auswärtigen Freunden, z. B. Varnhagen und Fouqué, Mitteilung, nicht aber der Freundin, die damals in Dres-

den weilte. Sie muß die Nachricht aber ziemlich früh erhalten haben, denn sie richtete noch in demselben Monat, in dem der Dichter sein Lebensglück gefunden hatte, folgendes etwas empfindliche Glückwunschschreiben an ihn:

Dresden, am 27. May 1819.

Ich war die Letzte, die Du vor Deinem Scheiden vom Vaterland begrüßt, mein geliebter Bruder, mein ewig theurer Adelbert! Ich habe Dich durch alle Freunde bewillkommen heißen und Du bist stumm für mich? Deine Ankunft, Dein Glück muß ich von fremdem Mund erfahren, muß meinen innigsten Herzenssegen fast schmollend, nein, aber doch nicht mit reiner Freude aussprechen, was habe ich Dir gethan? Kannst Du meiner bey Deiner Seligkeit so gern vermissen, daß Dich mein Glück darüber nicht rührt, das gar nicht nothwendig ist? War es nicht stets mein innigster Wunsch, seit ich Dich kenne, Dich einem so lieben herrlichen Mädchen, als ich Deine Braut kenne, vereinigt zu sehn? Hast auch Du mein Herz

nicht verstanden? Nichts weiter für heut', bis ich Antwort hab. H.

Die folgende Antwort des Dichters traf kurz darauf ein:

Undatiert. Postst. Berlin, 5. Juni; Adr.: Der Frauen Helmine von Chezy, Hochwohlgebohren, Dresden.

Habe Dank, liebe Helmine, für Deine Theilnahme, Deinen Brief, ja für die Vorwürfe, die Du mir machst, und die ich nicht ganz verdiene. Ich habe wirklich, es ist auf Ehre nicht eine Ausrede, ich habe wirklich im vorigen Jahre einmal an Dich geschrieben, der Brief blieb bei Hitzig liegen und ward am Ende nicht abgeschickt. — Ich fand mich so nach und nach in die Heimath wieder heim und in ihr wieder heimisch, daß die Zeitungen das Geschichtliche meiner Rückkunft viel früher gemeldet hatten, als ich wirklich gegen die Liebsten zum Wort kommen konnte und so ist es mir dann geschehen, daß ich stumm verblieben bin. — Ich habe immer in diesem Welttheil der Ge-

duld gewartet, und ich warte auch, denn eine mir längst verhießene Anstellung beim botanischen Garten, die mir mein Haus darauf zu bauen den irrdischen Grund geben soll, bleibt immer noch aus — und ich stehe noch in banger Erwartung bei dem Engel, den ich nicht verdiene, dem reinen, hellen, ruhig, heiteren Engel, vor dem ich mich in tiefer Demuth beuge — den ich mit dem prüfenden Verstand, dem leider grauen Haare mir ausersehen, und mit aller Liebe eines noch jugendlichen Herzens erfaßt habe. — Sie liebt mich wie ein Kind, wie ein Weib. Ich glaube, ich weiß, daß ich in meinem Hause glücklich sein werde, und ich habe nie an anderem Glücke geglaubt, nie anderes begehrt. Ich habe nicht geglaubt, daß es mir noch blühen könne und ich war im Begriff, mit stiller Ergebung Verzicht zu leisten.

Ich habe Dein Herz wohl verstanden, liebe Schwester, das ist rein und gut. An Dir hat sich aber die Geschichte grausam erwiesen, und Du hast Dich nur als Trümmer Deiner selbst kennen gelernt. Hätte ich etwas für Dich ge-

könnt, ich hätte es gethan. Mein Leben, das sich über seine Ufer vergossen, tritt jetzt in sein enges schattiges Bette fromm zurücke, gemessener und klares Laufes hinabzufließen bis dahin, wo es soll. Mit Dir sei aber Seegen und Freude — gedenke, Du Gute, Deines glücklichen und innig Dich liebenden Bruders.

Dr. Ad. v. Ch.

An mehreren Stellen hat die Empfängerin rote Striche, einmal auch ein Ausrufungszeichen gesetzt, an die nämlich, wo der Schreiber davon sprach, daß er nie an ein anderes als häusliches Glück geglaubt habe und wo er der Adressatin die Grausamkeit ihres Geschickes vorhielt. Varnhagen, dem wir die Aufbewahrung dieser Schriftstücke verdanken, schrieb darunter:

„Die Antwort Chamissos ist hart und widrig. Er braucht der Armen nicht ihr Schicksal zum Vorwurf zu machen, das er übrigens verschlimmern half. Er hatte sie mit Heftigkeit geliebt. Und jetzt!“

Seien wir gerecht! Die Antwort Chamissos

hätte milder und freundlicher sein, sie hätte mit einem Wort der Wehmut an genossene Freuden erinnern können, aber brechen mußte er. Er hatte ohne Skrupel von dem Glück genascht, das sich ihm bot; sich an die alternde Freundin zu ketten, die ja überdies verheiratet war, nur von ihrem Gatten getrennt lebte, gebot seine Pflicht keineswegs. Nur für Helmina mochte als Treubruch erscheinen, was anderen Strafe für leichte Hingabe der Frau, Folge schnell erregbarer romantischer Neigung dünken mußte.

Aber Helmina hegte den ihrer Meinung nach Treulosen weiter in treuem Herzen. Als Chamisso krank geworden, dem Sterben nahe war, sollte sie geschont werden. Zeugnis dafür ist die folgende Briefstelle, die zugleich bekundet, in wie weite Kreise die Kenntnis des romantischen Verhältnisses gedrungen war.

Rosa Maria Assing an Kerner.

1. Mai 1836.

[Schreibt, sie habe Heine in Paris erzählen müssen, daß es Chamisso nicht gut gehe und

fährt fort]: „Er bat mich, es Frau von Chézy, die jetzt in Paris lebt, nicht zu sagen, weil er glaube, es würde sie auch sehr betrüben.“

Als dann nach Chamissos Tod Hitzig sein grundlegendes Werk über den Dichter schrieb, las es Helmina und muß dem Biographen Dank und Anerkennung ausgedrückt haben. Das geht aus dem folgenden Billett Hitzigs an die Genannte hervor, das zugleich als Epilog für die Darstellung der zarten Episode gelten kann.

14. April 1840.

„Daß Sie, gerade Sie mit dem Buche zufrieden sind, ist mir die höchste Genugthuung. Denn einer Liebe, wie Sie zu ihm getragen, würde nicht genügt worden sein, wenn sein Bild nicht rein aus den Blättern hervorkäme.“

V.

Chamisso und Frau von Staël.

Man sollte denken, daß über die Beziehungen des deutsch-französischen Dichters Adelbert v. Chamisso zu Frau v. Staël nichts mehr zu sagen wäre. Denn wir besitzen soviel Biographien des Dichters und ein Buch von Lady Blennerhassett über Frau von Staël, das man klassisch nennt, Bücher, von denen man überzeugt ist, daß sie alles Wissenswerte über beide Menschen und ihre Beziehungen enthalten. Dem ist aber nicht so; eine neue Darstellung, die freilich an manches Bekannte erinnert, ist doch imstande, vieles Unbekannte zu bringen und einzelne dunkle Punkte aufzuklären. Dies ist um so wichtiger und nötiger,

als die Beziehungen keine zufälligen und gleichgültigen waren; der Aufenthalt Chamissos bei Frau v. Staël bedeutete für sie mehr als einen Besuch, für Chamisso eine wirkliche Lebensepoche.

Chamisso reiste 1809 nach Frankreich in der Hoffnung, dort eine Professur zu erhalten; diese Hoffnung wurde jedoch nicht erfüllt. Auch Paris, die Hauptstadt des Landes, bot ihm weder an Menschen noch an Stellung das, was er wünschte. Eine von ihm unternommene Arbeit, die französische Übersetzung von Schlegels Vorlesung über dramatische Literatur näherte ihn der Frau v. Staël. Auf Schlegels Einladung reiste er im Juli 1810 nach Chaumont, wo sich die genannte Dame aufhielt, und ging mit ihr im August desselben Jahres nach Fossé bei Blois, dann war er von Anfang Oktober 1810 bis Mitte März 1811 bei Prosper Barante, dem Historiker, liberalen Staatsmanne, Übersetzer Schillers, der sich damals schon durch seine französische Literatur des 18. Jahrhunderts einen Namen ge-

macht hatte[1]), in dem Städtchen Napoléonville, wo ihm ehedem eine Professur zugedacht war. Nach einer kurzen in Paris zugebrachten Zwischenzeit lebte er von April 1811 bis zum 25. Mai 1812, dem Tage der Abreise der Frau v. Staël mit ihr in Coppet, dann ohne sie daselbst bis zum August und reiste im September über Schaffhausen nach Berlin.

Von diesen verschiedenen Orten aus schrieb er eine Anzahl schon lange im Druck zugäng-

[1]) Aus: Souvenirs du Baron de Barante publiés par Claude de Barante, Paris 1890, I, 323 sei folgende, in Deutschland völlig unbekannte Stelle mitgeteilt: „Peu de jours plus tard (nach 5. März 1810) arriva pour vivre quelque temps avec moi un jeune homme . . . M. de Chamisso était tout enfant au moment où son père émigrait. Élevé à Berlin ses études avaient été excellentes et suivies rapidement de succès littéraires. Mais devenu Germain il ne se rappelait même plus le français. Il désirait maintenant une position dans sa patrie; car la révolution avait complêtement détruit la fortune de sa famille. Madame de Staël à qui il était recommandé et qui savait que je m'occupais de l'allemand me le confiait. Il resta deux mois à Napoléon. Je lui dois le peu de connaissance de cette langue que j'aie jamais eu.

lichen Briefe an den damals in Paris weilenden Varnhagen und an dessen Schwester Rosa Maria in Hamburg, sowie an die Berliner Freunde, Neumann, Hitzig, Fouqué. Unter diesen Briefen befindet sich auch ein einziger an den schon oft genannten, in Frankreich lebenden Herzensfreund de la Foye geschriebener, der in Berlin sein Getreuester gewesen war, nun während Adelberts Aufenthalt in Frankreich wieder die alte Stelle eingenommen hat. Von und an Frau v. Staël dagegen war bisher kein Brief bekannt, außer einigen kurzen Briefzetteln von Hand zu Hand (petite poste), die statt der mündlichen Abendunterhaltungen in Coppet und den übrigen Aufenthaltsorten der unruhigen Französin in Brauch waren.

Alle diese kurz erwähnten Briefe sind von vielseitigem Inhalt, manche geben eine Charakteristik der in der Umgebung der Herrin befindlichen Herren und Damen, andre sprechen von des Briefschreibers Beschäftigung, gar viele von der eigenen Stimmung seiner Gastfreundin gegenüber. Im Juli 1810 war er gegen die

Meisterin noch recht kühl; im August charakterisierte er sie als „feurig", voll leichter, froher, anmutiger Bewegung. Sein Rauchen macht ihm den Aufenthalt peinlich und hätte fast dazu geführt, ihn der ganzen Gesellschaft widrig zu machen. Er wird mit seiner geliebten Pfeife in die unbequemsten Örtlichkeiten verbannt. Trotz dieser Unannehmlichkeiten entwickelt sich, wie es bei Chamisso jeder nicht ganz unbedeutenden und nicht ganz unschönen Frau gegenüber der Fall war, ein eigenartiges, zwischen Verehrung und Liebe schwankendes Verhältnis. Dies war besonders der Fall für den ersten Teil des Zusammenseins, ehe Chamisso, wie oben erwähnt, zu Barante ging.

Folgende ungedruckte Brieffragmente geben davon Zeugnis:

„Die Staël ist kein gemeines Weib. Sie hat Gradheit und Enthusiasmus; sie faßt alle Ideen mit dem Herzen an, sie ist leidenschaftlich und stürmisch. Andrerseits ist die Welt ihr Geburtsort, sie bewegt sich nur in ihren Formen; und aus Paris verwiesen, ist sie eben

aus der Welt verbannt — ihre Existenz ist politisch, und alles, was mich von ihr trennt, macht sie mir wiederum zu einer merkwürdigen Erscheinung. Auf meinem Felde ist sie mit der Seele einheimisch, und trotz meiner Fremdheit in ihrer Sphäre hat sie mich aufgesucht und erkannt, sie hat mir Freundschaft und Zutrauen erwiesen, und ich habe mich wohl ihrer gefreut. — Am höchsten muß ich einen Schlegel auf ihre Bürgschaft schätzen, er ist klein, eitel, eifersüchtig, — aber groß, uneigennützig, bieder und reines Gold. — Das Haus geht toll um und um; eine seltsame und im Grund hübsche Sitte ist eingeführt, das gesprochene Wort ist verbannt, in den Geselligkeitsstunden macht uns der gute Pertora Musik, und wir sitzen an einem runden Tische, worauf Tinte, Federn und Papier, und vermöge der sogenannten petite poste ist man in geschriebenem tête-à-tête, mit wem und so vielen man will, begriffen; sonst ist im Garten l'allée des explications, und man hat auch fleißig explications miteinander. . . . Der Teufel ist immer

los, Freundschaft ist hierzulande eifersüchtiger denn Liebe.

Schlegel ist der petite poste abhold und bleibt auf seinem Zimmer; er liebt, eifersüchtig, drohend, gebietend, wird nur mit der größten Freundschaft und Hochachtung erwidert. Die Staël rechne ich zu meinen Freundinnen, sie weiß viel von meinem Leben, ich viel von dem ihrigen, und ich schätze sie."

September 1810.

„Die Staël ist ein sehr merkwürdiges seltenes Wesen — Ernst der Deutschen, Gluth des Südens, Form der Franzosen. Sie ist redlich, offen, leidenschaftlich, eifersüchtig, ganz Enthusiasmus. Sie faßt die Gedanken nur mit der Seele an. Sie hat keinen Sinn für Malerei, Musik ist ihr alles, sie lebt nur in Tönen, Musik muß um sie sein, wenn sie schreibt, und sie schreibt im Grunde auch nur Musik. Mit der Geometrie des Lebens sieht es da übel aus — sie ist für Freiheit und Ritterthum gleich begeistert. Sie ist vornehm, ja in Bezug auf sich selbst eine arge Aristokratin, sie weiß es

selbst, und alles, was sie weiß, sagt sie den Freunden. Sie ist eine Person aus der Tragödie. Kronen muß sie empfangen, schenken oder auch wegwerfen, so kann sie lieben und leben. Sie lebt in der Region, wo sich die politischen Gewitter bildeten, die über die Erde entscheiden. Sie muß wenigstens das Geräusch der Karossen einer Hauptstadt hören, sie verschmachtet in der Verbannung."

11. Oktober 1810.

„Diese Frau hätte mich lieben können; ich ward ihr Freund, und also werden wir wohl bleiben. Ich bin ihr in keinem und zu keinem Verhältnisse gewachsen."

Am wichtigsten ist aber folgende Stelle, die an den schon genannten de la Foye gerichtet ist. Sie enthält auch Charakteristiken andrer in jenem Kreise lebenden Franzosen, auf die hier nicht näher eingegangen zu werden braucht.

Blois 1810.

„Die Staël ist eine tiefe zweiseitige Frau, Tiefe, deutschen Ernst, in der vornehmsten,

leichtesten, französischen Zärtlichkeit. — Verachtung zu den Franzosen, deren Königin sie ist, Gradheit, Natur, Feuer, Enthusiasmus — sie faßt alle Gedanken mit der Seele an — leicht, stürmisch.

Bei ihr lebt die gutmüthige zierliche Kokette Récamier, die den ältesten Sohn am Faden hat; eine dicke, häßliche, übellaunig, brummig, stürmisch, eifersüchtig, ganz rasend toll in sie verliebte oder sich also stellende Engländerin, die sie aus Gutmüthigkeit erduldet und einen häßlichen, unmännlichen, eifersüchtigen, witzigen, verzweifelnden, Komödie spielenden, tollerklärten, thürhorchenden, kranken, verliebten Narren Eleasar de Sabran genannt ...

Die Staël hegt zu mir ein ganzes Vertrauen, Hochachtung, Freundschaft und — sie winkte mir schmeichlerisch wie mit einem Laternenpfahl und kurz und gut, sagte mir es endlich rund heraus — Freundschaft kann bei ihr ohne Liebe nicht abgehn — hegt zu mir also auch Liebe, wie sie es mir bewegt und mit Thränen sagte, aber eine edelmüthige Liebe

und sie löst sie in Interesse zu mir und meiner Freundin auf — ich bin sehr gerührt, sehr stolz darauf, ich habe eine innige Freundschaft zu ihr, ich rechne auf sie, sie ist meine schöne, hohe Freundin, aber weiter nichts. Liebe habe ich doch kaum für meine Liebe — wie ich ihr es oft gesagt: zwischen ihr und mir fließt der Rhein".

Während der Zeit, da Chamisso in Napoléonville weilte, war er selbst ruhiger geworden, vor allem aber, die feurige, sinnliche stets nach Neuem begierige Französin hatte sich in ein neues Verhältnis verstrickt, mit Jean de Rocca (die heimliche Vermählung mit diesem scheint auch Chamisso unbekannt geblieben zu sein) das, wie Adelbert einem Berliner Freunde meldete, „sie ganz von mir entfernte und ich selber trat scheu und fremd zurück".

Wie weit dies richtig ist, soll hier nicht untersucht werden, jedenfalls deuteten Berliner Freunde die Sache anders. Dies geht z. B. aus einem Briefe Neumanns an Varnhagen (1. Juni 1811) hervor, in dem Neumann er=

zählt, daß der in Frankreich weilende Freund von Napoléonville nach Coppet gegangen sei und dort von der Armide festgehalten werde. Dann fährt er fort: „er hat neulich geschrieben, daß er jetzt an nichts denke, als das Leben zu genießen. Seine Herkunft bleibt also auf eine bestimmte Zeit ausgesetzt, indessen will man in Paris wissen, er sei der Staël erklärter Günstling, was mir auch deswegen leid thut, weil sie dieselben sehr schlecht behandeln soll. Doch immerhin, wenn er wirklich liebt, so hat er in jedem Falle dabei gewonnen."

Auch hier vermögen uns einzelne meist ungedruckte Briefstellen in die Stimmung des Dichters einzuführen:

September 1811.

„Nur noch ein Wort von meinem Verhältniß zu meiner Wirtin. Sie itzt zu verlassen, nicht auszudauern, bis ihr Schicksal sich auflöst, ist wirklich schwer. Denn sie ist sehr unglücklich; den sie liebt, den trifft der Fluch. Ihre ganze Freundschaft ist von ihr verscheucht, und wer eine Zeit ihr Glück getheilt, kann sich

nicht so leicht von ihr abwenden, wenn sie bedürftiger ist und befreundeter, gebildeter Umgang, ihr eigentliches Lebenselement, ihr sonst wie die freie Luft mißgönnt wird. Sie achtet und schätzt meinen Charakter; das erstemal, daß ich bei ihr war, empfand sie wohl einen gewissen Reiz zu mir, diesmal fand ich sie in einem Verhältniß befangen, das sie ganz von mir entfernte, und ich selber trat stolz und fremd zurück; so waren wir sehr kalt gegeneinander. Sie nennt mich stolz, und ich setze mich wirklich gegen sie, wie gegen Übermacht zur Wehr, sie achtet es auch an mir. Bei Gelegenheit meiner vorgehabten Abreise haben wir uns die Hand wieder fest gedrückt; ich schicke Dir die Verse, die ich an sie dichtete. Bei aller Freundschaft erkenn ich ruhig mit dem Herzen wie mit dem Verstande, daß wir uns bloß über eine Grenze die Hand reichen können, und ich bin ganz unbefangen und ohne Wünsche. Ich habe ihr auch den Gesichtspunkt abgewonnen, wo die hohen Berge niedriger erscheinen."

Er selbst hat die Notwendigkeit bei der Freundin auszuharren, einmal (19. März 1812) einem Freunde so dargestellt: „Jegliches Mal, daß ich die Siebenmeilenstiefel anzuziehen Miene mache, hält mich die Herrin in Kunst und Natur fest, ich thue ihr den Willen, denn sie hat Macht. Ein Mächtiger, der sie gut kennen mag, hat von ihr gesagt: Je ne veux pas lui faire de mal, mais je veux l'annihiler. Kenntest Du sie, so würdest Du in den Worten den ganzen Umfang ihres Unglücks sehen, ich sage Dir, daß es in den Worten liegt, auf daß Du sie daraus erkennen würdest.“

Und endlich mag noch folgende Äußerung an den oft erwähnten de la Foye angeführt werden:

8. September 1811.

„Unsere Burggräfin hat mir solches angethan. Bei schönen und glänzenden Eigenschaften erträgt diese königliche Frau ihr Unglück eben wie ein König d. i. miserabel genug, sie meint aristokratisch, die ihr befreundeten müßten ihr tragen helfen und wer sie itzt für

sich verließe, handle gradezu schlecht. — Da dieses bei ihr ausgemacht ist, müßte man sich denn mit ihr in einen combat de générosité einlassen, um ihr nicht zu geben, was sie nehmen wollte und lieber Louis, ich habe mich wirklich in einen solchen eingelassen, worin ich wie ein Hans bestanden bin, ich habe gebrummt und bin geblieben, — sie hat nun wieder gebrummt, daß ich gebrummt habe. — Indeß soll sich alles zu Ende des Monats entscheiden...

Ach Gott! Fluchen und Rauchen sind doch die schönsten Erfindungen der Menschen, genieße die beiden — ich bin ja noch ärger daran als Du, ich darf den Mund nur zum Essen aufthun...

Die Leute haben hier strenge an mir gerügt, daß ich nicht arbeite. Hier und so kann ich nun einmal nicht arbeiten — ich habe hin und her leichte Dinge, deutsch, französisch, italienisch und spanisch gelesen und damit gut — ich habe etwas schwimmen gelernt und ziemlich gut Schach spielen und das ist Alles".

Alle diese und ähnliche Äußerungen geben

jedoch nur einseitig die Stimmung des deutschen Dichters, nicht aber die der Französin wieder; über ihre Gesinnung waren wir bisher so gut wie gar nicht unterrichtet. Aus ungedruckten Briefen kann ich dafür einzelnes beibringen: zunächst die etwas kühle, wenn auch nicht abweisende Bemerkung aus einem Brief an Helmina von Chézy (22. Mai 1812), die der Schloßherrin von Coppet besonders interessant war, weil sie über deren romantisches Verhältnis mit dem deutschen Dichter unterrichtet war, sodann ein Brief an Chamisso selbst und einige bisher unbekannte Blätter der schon erwähnten petite poste.

Das Briefchen an Helmina ist, wenn auch der Inhalt nicht allzu bedeutend genannt werden kann, von einer Anmut, die in einer deutschen Übersetzung kaum erreicht werden dürfte. Schon aus diesem Grunde muß es hier im Original gegeben werden, aber auch aus dem ferneren, daß es einer wissenschaftlichen Veröffentlichung nicht anstehen würde, französische Quellen in einer Übersetzung darzubieten. Der Brief lautet so:

Frau von Staël an Helmina von Chézy.

Coppet ce 22 may 1812.

J'ai éte bien touchée, Madame, du présent que notre ami m'a fait de votre part; j'y ai retrouvé cette traduction si belle et si touchante, dont j'avais gardé un profond souvenir et j'ai été reconnaissante de cette dédicace au malheur dans un temps où l'on n'en fait qu' à la puissance. Les poésies qui sont de vous portent l'empreinte d'une âme aimante et pleine de douceur. Je suis peu juge du style en allemand, mais il me semble qu'il y a une harmonie de sentiments que l'on peut comprendre dans toutes les langues. — Mr. de Chamisso m'a soigné depuis près de deux ans dans les angoisses les plus cruelles de la vie. J'ai appris à l'estimer et à l'aimer, comme un des hommes les meilleurs et les plus éclairés que l'on puisse rencôntrer dans ce monde. Il parle de vous de manière à intéresser vivement à votre sort- s'il vous rejoint, parlez quelquefois de

moi ensemble et bénissez le ciel de n'avoir pas souffert ce qu'il m'a fallu supporter. — Adieu, Madame, si jamais je vous rencontre il me semble que je ne ferai pas que vous reconnaître, tant ils y a eu déjà de rapports entre nous . . .

Zur Erklärung des eben abgedruckten Textes ist nicht viel zu bemerken. Die Gedichte, für die sich die Schreiberin bedankt, sind die „Gedichte der Enkelin der Karschin, 2 Bd. Aschaffenburg 1812“, die schon oben bei anderer Gelegenheit angeführt wurden. Die Widmung, wegen deren die Französin erkenntlich ist, kann nicht die gedruckte sein, denn diese ist an Friedrich Wilhelm III. gerichtet, es muß sich also wohl um eine handschriftliche handeln. Übrigens ist die Sendung eines solchen Exemplars auffallend, da Frau v. Staël, wie aus der gedruckten Liste hervorgeht, sich unter den Subskribenten befand. Auch die Stelle, welche die Übersetzung betrifft, ist nicht ganz klar: die beiden Bändchen enthalten ziemlich viel Übersetzungen, aber nur aus den orientalischen Sprachen: arabisch,

persisch usw.; aus den Worten sollte man auf eine Wiedergabe aus dem Französischen, vielleicht geradezu nach Versen unsrer Schloßherrin schließen dürfen, doch findet sich unter den Titeln der Gedichte kein Hinweis auf eine solche.

Wichtiger jedoch als die über Helmina handelnden Bemerkungen sind für uns die, welche Chamisso betreffen. Sie sind voll Anerkennung für den wackeren Krankenpfleger, der die Kranke in ihren Seelenbekümmernissen mehr gehegt, als in leiblicher Not. Sie sind ferner besonders deswegen interessant, weil sie das zwischen Helmina und Chamisso bestehende Verhältnis zart andeuten und Wünsche für die Zukunft enthalten, in der die heißblütige Französin, die in Sittlichkeitsfragen ziemlich frei dachte, eine Vereinigung der beiden Wesen wohl für möglich hielt, die sich so zufällig zusammengefunden hatten.

Aus dem eben abgedruckten Briefe geht hervor, daß schon früher Beziehungen zwischen den

beiden Frauen stattgefunden hatten.[1]) Wenn dies auch nicht direkt in unsern Zusammenhang gehört, so seien sie doch an dieser Stelle mitgeteilt, weil die Verbindung der Französin mit der Halbfranzösin doch nur durch unsern deutschen Dichter angeregt und durch die Erinnerung an ihn erhalten wurde. Einige Jahre vor unsrem Briefe (11. September 1810) fällt die folgende Nachricht:

Unter einem Briefe der Julie de Récamier an Helmina von Chézy schreibt Frau v. Staël:

Un homme de vos amis, qui m'inspire autant d'estime que d'intérêt Mr. de Chamisso, a du vous dire, que [si] je désirais votre voyage à Blois je n'en calculais pas les suites, je pensais seulement au plaisir de vous voir. Soyez heureuse dans un pays plus analogue à votre caractère que le nôtre; il faut y être habituée dès l'enfance pour y conserver son imagination et son cœur.

---

[1]) Vgl. auch oben S. 218.

Aber auch Jahre nachher dauerte die Verbindung fort. In einem Briefe ders. an dies. 18. Febr. 1815 findet sich die Mitteilung, daß sie ihre Tochter an den Herzog von Broglie verheirate.

. . . Mr. de Chézy est un homme d'un grand mérite et je souhaite fort que vous vous rapprochiez de lui, — il faut en avançant dans la vie se rapprocher autant qu'on le peut de l'ordre légitime; c'est lui qui nous protège quand d'autres moyens de force nous abandonnent — au reste, vous êtes si bonne mère que vous devez aimer le père de vos enfants.

In einem 4. Apr. d. J. datierten Briefe aus Coppet nach Heidelberg bittet Frau v. Staël sich zu erkundigen, ob die Memoiren des Herrn v. Rocca über den spanischen Krieg übersetzt seien, oder, wenn nicht, eine Übersetzung zu übernehmen.

Auch dieser Brief scheint ins Jahr 1815 zu gehören, wie man aus der Anspielung auf das Wiedererscheinen Napoleons schließen darf.

Es scheint nicht, als wenn Helmina v. Chézy die Memoiren übersetzt hätte, wenigstens spricht sie in ihren Erinnerungen nicht davon; auch in Goedekes Verzeichnis ihrer Arbeiten wird nichts davon angeführt. Über die Mémoires sur la guerre d' Espagne vergleiche das Werk der Lady Blennerhasset III. 305 fg.

Doch von dieser Abschweifung kehren wir zu Chamisso und Frau v. Staël zurück. Wie erwähnt, haben sich ein Brief der Freundin der Französin an den Freund und zwei Proben der petite poste erhalten. Der erstere stammt aus dem Jahre 1810. (Vgl. die Anmerkung zu S. 264.)

Der Brief, der gleich folgen soll, ist von außerordentlicher Wichtigkeit für die Schreiberin und für ihren Freund Barante; da dieser aber auch im Leben unsres Dichters eine Rolle spielt, so ist er auch in unsrem Zusammenhange wichtig. Denn der im Briefe genannte Prosper ist natürlich Barante; die Charakteristik

des Vaters und Sohnes ist ein Meisterstück zu nennen. Auch die Bemerkung über die Stellung der Schreiberin zu ihrem Gatten, dessen Namen sie damals, bereits zehn Jahre nach seinem Tode trug, sind von der höchsten Bedeutung. Wenn man das oft angeführte Buch der Lady Blennerhasset liest, so findet man die Beziehungen zu Prosper Barante nicht im allergeringsten angedeutet, und schon deswegen ist unsre Stelle von außerordentlicher Bedeutung. Auch das Verhältnis zwischen den Gatten wird durch das dickleibige Buch nicht klar. So ausführlich die Brautwerbung des Barons v. Staël dargestellt und so genau auch auf die Trennung der Ehe eingegangen wird (letzteres II, 319 ff.), die eigentlich innere Geschichte dieser Verbindung wird durchaus nicht erzählt. Die einzige Stelle, in der ganz oberflächlich der Versuch gemacht wird, die Lösung der mehr als ein Jahrzehnt lang dauernden Ehe zu entwickeln, klingt weit mehr wie eine Verteidigung denn als eine Schuldigsprechung der verlassenen Gattin. Man halte diesen Tadel des groß-

angelegten und nach vielen Richtungen ausgezeichneten Buches nicht für ungerechtfertigt und spreize sich nicht mit der vornehm klingenden Bemerkung: der Hinweis auf Eheirrungen und Liebesverhältnisse gehöre in das Gebiet des Klatsches, sei aber nicht Aufgabe einer ernsten oder sogenannten wissenschaftlichen Biographie. Gerade bei einer Frau, wie Madame de Staël, deren Herzensleben fast ebenso vielgestaltig war, wie ihre geistigen Taten, gehört die Erzählung und psychologische Begründung dieser weiblichen Stimmungen und Erlebnisse zu den Hauptaufgaben der Biographie. Und darum ist unser Brief ein Dokument von höchster Bedeutung für die Französin, in deren Umgebung sich der deutsche Dichter zwei Jahre lang befand.

So wichtig das Dokument nun auch für die Schreiberin und ihr inneres Leben ist, so ist es auch für Chamisso und seine Verbindung mit der geistreichen Frau von großem Werte. Nicht etwa wegen der Stelle über das Tabakrauchen, obwohl auch diese anmutig ausgedrückt

ist, sondern wegen einiger Worte, die in Verbindung stehen mit der Aufforderung, diese Untugend abzulegen und wegen der kurzen Bemerkung über Religion. Was für einen Plan die Herrin von Coppet mit ihrem deutsch-französischen Gaste hatte, ob eine Anstellung etwa in ihrem Hause als Erzieher, Vorleser oder Reisebegleiter, oder sonst in einer Familie, ist freilich nicht zu bestimmen. Auch die Worte über Religion sind etwas dunkel und lassen es, da wir Chamissos Brief nicht besitzen, unklar, was er denn eigentlich gesagt hat, um diese Entgegnung hervorzubringen. Aus dem Schluß des Briefes scheint aber hervorzugehen, daß der in der Ferne Lebende sich aus den Banden der Zauberin zu befreien suchte und doch wieder den Lockungen unterlag, die von der mächtigen, so viele unterjochenden Frau auch auf ihn ausgeübt wurden. Der Brief selbst, der wie die meisten übrigen in diesem Buche abgedruckten Aktenstücke aus den Handschriftenschätzen der Varnhagenschen Sammlung in der Berliner Kgl. Bibliothek entnommen ist, lautet so:

Frau v. Staël an Chamisso.

Genève ce 19 Octobre[1]).

„Je suis sûre mon cher ami, que me connaissant vous sentez ce que j'ai écrit à Prosper. Je lui ai mandé que tout ce qui est moi était à ses ordres et j'attends sa réponse. Je ne crois pas comme vous, qu'il quitte sa carrière. Son père est fort ambitieux et si j'en avais pu douter je l'aurais terriblement vu par sa manière d'être dans cette circonstance. Il est peu d'intérieures qui me parut plus désagréable que celui de M. de B.: le père, autant Prosper est aimable, facile, délicat, autant l'autre est ombrageux et despotique et plus il est estimable sur les grands rapports de la morale, plus on se reproche de le trouver insupportable. Je pense donc que Prosper ferait très mal s'il ne s'unit

---

[1]) Varnh. hat dazu bemerkt: 19. Dez. 1810. Die Schrift der berühmten Frau ist so erstaunlich flüchtig, daß Vieles nur erraten werden kann.

pas à moi de se mettre d'une manière quelconque dans la dépendance de son père. Vous trouverez peut-être singulier qu'une personne aussi vive que moi parle avec cette simplicité du sort de sa vie, mais j'ai plus éprouvé que personne, combien je ne puis rien sur ma destinée. J'aime assez tendrement Prosper pour être heureuse de n'exister que pour lui, mais s'il n'a pas le mouvement qui répond au mien, j'ai un trésor de résignation ou de fierté comme vous voudrez l'expliquer qui me fera soutenir ce chagrin. Je le connais le chagrin et mes yeux ont versé bien des larmes. Mais jamais excepté dans mes rapports avec M. de Staël je n'ai eu tort envers personne et ma conduite avec Prosper en particulier est inattaquable, du moins je le crois ainsi. Le monde roule sur ma tête, c'est plus qu'un pauvre passereau n'en peut supporter. La main qui réunit la Baltique à la Seine ne peut changer mon cœur, mais elle doit disposer

de mon sort et quand la moitié probable de la vie est parcourue, le prestige de l'existence est fini. — En voilà beaucoup sur moi. Peut-être Prosper ne vous aura-t-il pas dit ce que je lui ai écrit, mais disposant de mon secret je n'ai pas craint de vous le confier. Mon cœur seul et non mon amour propre craint sa réponse. Après tout, si ce sort ne lui paraît pas heureux, il ne l'aurait pas été pour moi. Parlons de vous. Si je restais ici, je vous prierais avec instance de venir vivre près de moi; mais si mes liens avec Prosper sont brisés, je compte m'éloigner au printemps, mais en vérité ce que je deviendrai, je l'ignore. Ne pouvez-vous pas en attendant mon sort prendre la vocation de Napoléonville? Prosper vous servira tant qu'il le pourra et moi peut-être aussi; mon amitié ne sera pas stérile. Je vais vous dire une bêtise, mais qui cependant est essentielle. Pourriez-vous faire le sacrifice de cette pipe, qui est si pénible à tous nous autres Français?

J'avais l'idée de quelque chose qui peut-être vous aurait été agréable, mais cela y est un obstacle. — Adieu, god bless you. — Vous m'avez écrit une lettre très spirituelle. Ne croyez pas que la religion fasse (?) sortir de la vie, — elle en est le secret — c'est l'expropriation de soi-même. Adieu, adieu. Votre raison pour ne pas m'écrire est fort spirituelle, mais à présent que je vous ai donné une grande raison personelle à moi de me répondre — parlez moi — adieu.

Die zwei aus derselben Quelle stammenden Unterhaltungen, die unsrem Briefe folgen sollen, denn es sind, wie aus der Handschrift und aus der Erhaltung der Blätter hervorgeht, ganz sicher zwei, wahrscheinlich auch an verschiedenen Tagen geführte Unterhaltungen, sind gleichfalls bedeutsame Aktenstücke. Sie sollen nicht mit einem großen Kommentar beschwert werden, zumal einzelne Anspielungen sich nicht recht deuten lassen, wie z. B. die Redensart: Alexandre à jeun. Auch das

Sprachliche soll nicht im einzelnen gedeutet werden; ich habe die Orthographie modernisiert und die Sprachfehler entfernt.

Denn Ch. gebraucht auch das Französische nicht ganz korrekt: er schreibt serises statt cerises, er setzt manchmal ein e, wo ein a stehen muß (dépendance); es entschlüpft ihm vous avez éludez statt éludé, er schreibt: estes für êtes.

Nur eine Frage soll uns beschäftigen: sind diese Unterhaltungen bloß als gesellschaftliche Zerstreuungen und Spiele aufzufassen, die keine richtigen Schlüsse auf die Stimmung der schreibenden Personen zulassen, oder sind sie vielmehr Äußerungen wirklichen Gefühls, treue Spiegelbilder der Stimmung und der Kämpfe der Beteiligten? Die Frage kann man nur beantworten, wenn man die hier gegebenen Bruchstücke der petite poste mit dem bereits Bekannten in Hitzigs Chamisso-Biographie vergleicht. Da muß man allerdings sagen, der Ton in unsren Fragmenten ist wärmer, vertraulicher, die behandelten Gegenstände intimer.

Das ist nicht mehr die Atmosphäre geistreichen, aber banalen Salongeschwätzes, sondern die schwüle Luft eines für Mann und Frau gefährlichen Boudoirs. Der Schluß, der an zweiter Stelle abgedruckten Unterhaltung, von der ich bei dem Mangel jedes Datums nicht zu beweisen vermag, daß es das zweite ist, wohl aber dies anzunehmen geneigt bin, ist charakteristisch genug: Der Empfänger wird zum Verbrennen des Schriftstückes aufgefordert: die ihrer sonst so sichere Herrin fühlt und beklagt ihre Unsicherheit. Schon aus dieser Stelle ist es ganz zweifellos, daß die folgenden Stücke dem ersten, nicht dem zweiten Aufenthalt Chamissos bei Frau v. Staël ihre Entstehung verdanken. Sie lauten so:

Petite poste.

Ch. Madame, vous m'avez fait l'honneur de me dire que vous aviez plusieurs questions à m'adresser et je vous ai promis question pour question. J'ai l'honneur d'attendre vos ordres.

St. Il est vrai que je veux me mettre en relation d'esprit avec vous mais votre côté français me met un peu en défiance.

Ch. Qu'entendez-vous par ces paroles: Côté français?

St. C'est difficile à définir; mais c'est une nuance de dedain et peut-être de sécheresse. Ai-je raison?

Ch. S'il m'est permis de le dire, vous avez tort. Qui pourrait craindre mes dedains? Vous Madame? Oh je vous supplie, ne vous moquez pas de moi! Sécheresse? Celui auquel pour son malheur cette qualité appartient est beaucoup plus à plaindre qu'à craindre.

St. N'avoir pas besoin des autres est toujours une puissance.

Ch. C'en est du moins la marque.

St. Est-ce sûr? Prenez-vous le sentiment pour une faiblesse? Il porte au dévouement qui est la plus grande des forces morales.

Ch. Permettez que je vous renvoie à un infolio ou plusieurs volumes, où j'aurai

l'honneur de vous répondre un peu plus au long — mais en abrégé: La dépendance est la marque de l'impuissance et l'indépendance la marque de la puissance. Que peut on dire à cela? — Le sentiment n'est point une faiblesse, n'est point une dépendance, n'est point une impuissance, c'est au contraire une puissance active. — Permettez d'en appeler à Alexandre à jeun. Quel droit avez-vous de m'accuser de sécheresse. A quel titre?

St. Qu'entendez - vous par à jeun? Alexandre ne saurait comprendre ce mot? J'ai deviné la sécheresse comme on devine sans motifs.

Ch. Eh bien donc! Pourquoi m'avez-vous donc accusé hier d'être amoureux?

St. Ah cela ne signifie rien. La sécheresse n'empêche pas ce qu'on appelle amoureux.

Ch. Fait-on donc ici sécher les amours, comme les cerises ou les pruneaux?

St. Je n'aime pas cela. Donnez[1]) moi de vos idées. Les jeux de mots sont bannis de la petite poste.

Ch. Pardon, si j'ai le malheur de vous déplaire. Mais remarquez bien que c'est toujours vous qui avez éludé toutes mes questions.

St. Avec le temps je repondrai.

Ch. Vous n'êtes donc pas d'avis qu'il ne faut repondre de rien.

Damit bricht dies Gespräch ab; der Dichter schließt mit einem Wortspiel, obgleich es die Herrin verboten hatte. Denn als Herrin zeigt sich Frau von Staël auch hier; sie tadelt und lobt; sie besänftigt den leicht Erregbaren, den sie mit Geschicklichkeit zu zügeln versteht.

St. Qu'avez-vous ce soir? Ai-je rien (!) écrit que vous déplut?

Ch. Non, mon amie, ce n'est pas cela. Mais c'est un sentiment que je n'ai jamais

---

[1]) Die richtige Lesung dieses Wortes vermag ich durchaus nicht zu garantieren.

éprouvé et dont je ne puis me rendre compte moi-même. J'ai le cœur serré, je souffre même physiquement et j'irai prendre l'air.

St. Etez-vous mieux?

Ch. Oui. Je vous prie, ne prenez pas garde à cela, il est des choses qu'il faut laisser passer d'elles-mêmes. Pardonnez-moi, ma chère amie, de vous donner un tel spectacle. Un peu de patience et d'indulgence.

St. Est-ce celle qui se tait ou celle qui parle, dont votre âme est triste? —

Je ne conçois pas, comment vous ne m'entendez pas — je vous demande je ne sais pas quoi — mais ce qui vous occupe.

Ch. Je vous avouerai que sans penser à rien je croyais sentir que quelqu'un qui a des droits sur moi, souffrait infiniment à mon sujet — et tout calcul était loin de moi.

St. Vous n'avez pas dit un mot qui peut faire de la peine à celle dont vous

êtez occupé. Comment pouvez-vous supposer cela, vouz me blessez plus vivement que je ne puis le dire.

Ch. Je ne sais, mais la seule chose, dont je ne doute pas, c'est qu'elle m'aime.

St. Ne croyez vous pas que suivant les situations les sentiments doivent être appréciés?

Ch. Il y a à cela plusieurs reponses et plusieurs applications possibles.

St. Brulez cette petite poste — il y a quelque chose en vous qui m'inquiète, je ne lis pas dans votre cœur ni dans le mien.

Chamissos Aufenthalt bei der großen Schriftstellerin war für ihn keine verlorene Zeit: es war nicht wie er es darzustellen liebte, eine Epoche bloßen Nichtstuns und gewiß noch weniger eine Periode des Kosens, es war vielmehr der Abschluß der Lehr-, man möchte sagen, der Wanderjahre. In den feinen Kreisen der Schloßherrin von Coppet hatte der Unstete,

feiner Geselligkeit Ungewohnte und mit höflichen Formen nicht Vertraute den höheren Gesellschaftston kennen gelernt, um ihn definitiv zu verwerfen. Und ferner: er, der bis dahin schwankend gewesen war über Beruf und Nationalität, wurde nun fest: in Frankreich erkannte er, daß er zu den Deutschen gehörte. Gerade während dieses halben Nichtstuns, während dieser produktiven Unfruchtbarkeit, bei der er doch mancherlei übersetzte und namentlich durch Anregung Barantes und de la Foyes außerordentlich viel las, zumal aus den Literaturgebieten, die ihm bis dahin verschlossen gewesen waren, wurde er sich bewußt, daß seine Natur zur bloßen Beschäftigung eines Journalisten und Dichters nicht geeignet war; ein unersättlicher Lerneifer hatte ihn befallen, wissenschaftliche Sehnsucht regte sich in ihm und zeigte ihm als seine Bestimmung, als Forscher und Lehrer tätig zu sein. Er ging aus Frankreich als Deutscher und als angehender Mann der Wissenschaft; seine deutschen Freunde, denen seine künftige Lebensstellung

große Sorge machte, freuten sich hauptsächlich darüber, daß er dem Vaterlande wiedergewonnen sei und begrüßten den lange Entbehrten, für dessen inneres Heil und äußere Ruhe sie die schwersten Befürchtungen gehegt hatten, mit aufrichtiger Herzlichkeit.

Zeugnisse für diese Stimmung mögen die beiden hier folgenden Briefstücke geben:

Fouqué an Helmina von Chézy.

13. Juli 1812.

Die arme Frau v. Staël thut mir weh. Ich ahne es wohl, wie ein so glühendes heftiges Gemüth, ein so funkensprühender Geist durch das Leben zerrissen werden kann, wenn die Eisrinde der Aufklärung und Unphilosophie in den frühsten Jahren drum hergelegt worden ist und nunmehr vor erhöhter Geistes= als Herzensbildung schmilzt. So wenigstens kommt sie mir vor, aus ihren Büchern, aus Adelberts Briefen und aus ihrem ganzen Thun und Treiben. Schlimm ist es, daß mit ihr zugleich manch ein edles Gemüth untergehen mag, das

sie unwillkürlich in ihren Strudel zieht. Denn daß mein theuerer Meister A. W. Schlegel nahe dem Untergang kämpft in jenen Fluthen ist mir furchtbar wahrscheinlich. Wenn er nur noch kämpft! aber ich fürchte fast, er läßt sich umtreiben, wie es die Fluthen wollen, halb in trüber Ergebung, halb in selbsttäuschender Träumerei. Ich kenne solche Zustände wohl und ich ahne, wie sie auf sein weiches, beinah weiblich zartes Gemüth zerstörend einwirken müssen. Daß es milde und gut von Ihnen war, Adelberten zum Dortbleiben zu rathen, erkenne ich mit Rührung an. Ob es aber der armen Staël helfen und nicht ihm unendlich schaden könne, ist eine andere Frage. Er mit seiner tiefen Treue und Wahrheit kann ihr nichts oder doch nicht diese eigentlich helfende geben, ihr die, wir mögen sie stellen, wie wir wollen, trotz aller ihr innewohnenden Gemüthlichkeit doch in höchst eitler Verbildung befangen ist. Wenn Adelbert einmal wieder deutschen Boden betreten hat, denke ich wohl, er geht nicht wieder aus unserer aller Nähe fort.

Derselbe an dieselbe.

23. November 1812.

Da war einer der erfreulichsten Lichtblicke die Rückkehr unseres lieben Adelberts, von welcher gewiß nun auch Sie schon vorlängst unterrichtet sind. Er schenkte mir bald nach seiner Ankunft einige Wochen.

Druck von G. Bernstein in Berlin.



Achleitner, Arthur. Das Schloß im Moor. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Der Stier von Salzburg. Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—

Bettelheim, Anton. Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Mit 3 Bildern in Lichtdruck. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

Billroth, Theodor. Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift von Theodor Billroth. Herausgegeben von Eduard Hanslick. Dritte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50

Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden. Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Drei Bände. gr. 8°. Eleg. geb. 37.—

— Talleyrand. Eine Studie. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

— John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. 1904. gr. 8°. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. In Halbfranz geb. 9.—

Blum, Hans. Neue Novellen. (Aus dem Leben). Eleg. geb. 4.—

— Die Überbande. Kriminalroman frei nach den Akten erzählt. Eleg. geb. 5.—

— Volkstümliche geschichtliche Vorträge. 1904. 8°. Eleg. geb. 7.—

Brabant, Artur. Das Heilige Römische Reich teutscher Nation im Kampfe mit Friedrich dem Großen. 1904. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Briefe, die ihn nicht erreichten. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Zweite Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—

Ebner-Eschenbach, Marie von. Agave. 1903. 8°. Eleg. geb. 8.—
— Aphorismen. Fünfte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Rittmeister Brand. Erzählung. Dritte Auflage. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Dorf- und Schloßgeschichten. Sechste Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Vierte Aufl. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Erzählungen. Vierte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Das Gemeindekind. Erzählung. Neunte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Glaubenslos? Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Die arme Kleine. Erzählung. Mit 3 Dreifarbenbildern und 22 Textillustrationen von F. Haß. Eleg. geb. 8.—
— Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 6. Aufl. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Miterlebtes. Erzählungen. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Drei Novellen. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Ein kleiner Roman. Erzählung. Vierte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Das Schädliche. Die Todtenwacht. 1894. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Gesammelte Schriften. Neun Bände. 8°. In 9 Bde. eleg. geb. 40.50
— Alte Schule. Erzählungen. 1.—3. Tausend. 1897. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Aus Spätherbsttagen. Erzählungen. Zwei Bände. Zweite Auflage 1903. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 10.—
— Unsühnbar. Erzählung. 7. Auflage. 1905. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bertram Vogelweid. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Zwei Komtessen. Siebente Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—

Egloffstein, Hermann Freiherr von. Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

Federn, Karl. Neun Essays. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Jahre der Jugend. Roman. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Rosa Maria. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.50

Fester, Richard. Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen. Ein biographischer Versuch. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

Frapan-Akunian, Ilse. Arbeit. Roman. 2. Aufl. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Betrogenen. Roman. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Bittersüß. Novellen. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Flügel auf!“ Novellen. 1895. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Bekannte Gesichter. Novellen. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Jugendzeit. Ausgewählte Erzählungen. 1904. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Querköpfe. Hamburger Novellen. 2. Aufl. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Schreie. Novellen. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— In der Stille. Novellen und Skizzen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50

Frapan-Akunian, Ilse. „Vom ewig Neuen". Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Was der Alltag dichtet. Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Vischer-Erinnerungen. Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischer's. Zweite Auflage. 1889. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Enge Welt. Novellen. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Wehrlose. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zu Wasser und zu Lande. Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

Frommel, Otto. Neue Deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. 1902. gr. 8°. Eleg. geb. 6.—

Garbe, Richard. Indische Reiseskizzen. 1889. gr. 8°. Eleg. geb. 8.50
— Beiträge zur indischen Kulturgeschichte. 8°. Eleg. geb. 7.—

Geiger, Ludwig. Aus Alt-Weimar. Mittheilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 10.—
— Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. 2 Bände. 1892—1895. gr. 8°. Eleg. geb. 34.—
— Das Junge Deutschland und die Preußische Censur. 1900. gr. 8°. Eleg. geb. 7.—
— Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen. 1896. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—
— — — Neue Sammlung. 1899. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Gerhard, Adele. Pilgerfahrt. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

Glaser, Marie von. Ihr Leib und sie .... Novellen und Skizzen. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

Gottschall, Rudolf von. „Ariadne." Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Aus meiner Jugend. Erinnerungen. 1898. gr. 8°. Eleg. geb. 9.50
— Neue Erzählungen. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—

Güßfeldt, Paul. Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—
— Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889—1892. Zweite Auflage. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 28.—
— Reise in den Andes von Chile u. Argentinien. 1888. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

Haeckel, Ernst. Indische Reisebriefe. Vierte Auflage. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 18.—

Heilborn, Ernst. Der Samariter. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Ring und Stab. Zwei Erzählungen. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

Heine, Anselm. Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Drei Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Unterwegs. Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 6.50

Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch. Die Geier Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen. Siebente Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts. Fünfte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Hoechstetter, Sophie. Dietrich Lanken. Aus einem stillen Leben. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Er versprach ihr einst das Paradies. Novelle. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

Hoffmann, Hans. Allerlei Gelehrte. Humoresken. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen. Dritte Auflage. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. Vierte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Der Hexenprediger und andere Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Neue Korfugeschichten. 1887. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Im Lande der Phäaken. Novellen. 1884. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Landsturm. Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.00
— Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Der eiserne Rittmeister. Roman. 2. Auflage. 2 Bände. 1900. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—
— Ruhm. Novelle. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Tante Fritzchen. Skizzen. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Unter blauem Himmel. Novellen. Zweite Auflage. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Dritte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Von Haff und Hafen. Neues von Tante Fritzchen. Skizzen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Wider den Kurfürsten. Roman. Drei Bände. 1894. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 18.—

Hübner, Graf Joseph Alexander von. Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—1859. Zwei Bände. Gr. 8°. 1904. Eleg. geb. 16.—

Jähns, Max. Geschichtliche Aufsätze. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

Jansen, Günther. Großherzog Carl Alexander von Sachsen in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr (1848 bis 1889). 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Nordwestdeutsche Studien. Gesammelte Aufsätze. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—

Jensen, Wilhelm. Eddystone. Novelle. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

— **Karin von Schweden. Sechzehnte Auflage.** 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

Kraus, Franz Xaver. Essays. Erste Sammlung. 1896. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

— Essays. Zweite Sammlung. 1901. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

Kurz, Isolde. Von dazumal. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—

Leuburg, Wolfgang. Oberlehrer Müller. Mit Zeichnungen von Joseph Sattler. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

Lent, Gertrud. St. Quirein in den Wiesen. Novelle. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

Lenz, Max. Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

— **Die großen Mächte.** Eleg. geb. 4.—

Marcks, Erich. Fürst Bismarck's Gedanken und Erinnerungen. Versuch einer kritischen Würdigung. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

Meinhardt, Adalbert. Allerleirauh. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—

— **Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Dritte Auflage.** 1901. 8°. Eleg. geb. 3.—

— **Das Leben ist golden. Drei Novellen.** 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50

— **Mädchen und Frauen.** 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—

— **Mimen. Moderne Zwiegespräche.** 1895. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Reisenovellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Stillleben. 1898. 8°. Eleg. geb. 3.—

— Frau Hellfrieds Winterpost. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

Meyer, Betsy. Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

Moltke, Feldmarschall Graf Moltkes Briefe aus Rußland. Vierte Auflage. 1893. 8°. Eleg. geb. 4.50

— Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall. Sechste Auflage. 1892. 8°. Eleg. geb. 4.50

Müller, Friedrich Max. Das Pferdebürla. Tagesfragen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.50

Pierson, William. Preußische Geschichte. Achte, vermehrte Auflage. Zwei Bände. 1903. gr. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 13.—

Raff, Helene. Modellgeschichten. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Die Braven und die Schlimmen. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—

Reinke, J. Die Welt als Tat. Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Dritte Auflage. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

— Einleitung in die theoretische Biologie. 1901. gr. 8°. Mit 83 Abbildungen im Text. Eleg. geb. 18.—

Rodenberg, Julius. Bilder aus dem Berliner Leben. 3. wohlfeile Ausgabe. Drei Bde. 1891. 8°. In 2 Bde. eleg. geb. 6.—

— Erinnerungen aus der Jugendzeit. Zwei Bände. 1899. 8°. Eleg. geb. 10.—

— Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen nach Sicilien. 1893. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Heimatherinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. 1882. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. 1891. 8°. Eleg. geb. 4.—

Schneegans, August. 1835—1898. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Uebergangszeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Schneegans, Professor an der Universität Würzburg. gr. 8°. 1904. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Eleg. geb. 12.—

Schubin, Ossip. Boris Lensky. Roman. Dritte Auflage. Drei Bände. 1896. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb 17.—

— Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novellen. Vierte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Die Geschichte eines Genies. Novelle. Zweite Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 4.50

Schubin, Ossip. „Gloria victis!“ Roman. Vierte Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 9.—
— Peterl. Eine Hundegeschichte. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Refugium peccatorum. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— „Unter uns.“ Roman. Fünfte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 7.50

Siebert, Margarete. Marie. Roman. 1905. 8°. Eleg. geb. 6.—

Spitta, Philipp. Musikgeschichtliche Aufsätze. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 11.—
— Zur Musik. Sechzehn Aufsätze. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 11.—

Storm, Theodor. Aquis submersus. Novelle. Sechste Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen. 1887. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zur Chronik von Grieshuus. 1888. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Geschichten aus der Tonne. Fünfte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— John Riew'. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Zerstreute Kapitel. Dritte Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zwei Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Der Schimmelreiter. Novelle. Achte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Vor Zeiten. Novellen. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Weise, Lisa. Moderne Menschen. Skizzen aus und nach dem Leben. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Salonmüde. Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Standesgemäß. Roman aus der Gegenwart. 1894. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Unfreie Liebe. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 7.—

Wernicke, C. Die Geschichte der Welt. Siebente/Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. Sechs Bände. gr. 8°. Eleg. geb. 48.—

Widmann, J. V. Johannes Brahms in Erinnerungen. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—

Zintgraff, Eugen. Nord-Kamerun. Schilderung der im Auftrage des Auswärtigen Amtes zur Erschließung des nördlichen Hinterlandes von Kamerun während der Jahre 1886—1892 unternommenen Reisen. 1895. gr 8°. Eleg. geb. 14.—

